

Benny Fischer: So geht jüdische Identität





erinnern für die zukunft



**Wien.
Die Stadt
fürs Leben.**

Bewusstsein schaffen, Reflexion fördern und die Grenzen der Wahrnehmung erweitern. Das sind wesentliche Aufgaben der Kulturpolitik. Auch, was die eigene Geschichte der Stadt betrifft. Kontextualisierte Installationen, Kunstwerke und Denkmäler sind Instrumente der Erinnerungskultur. Verantwortung für die Zukunft übernimmt der, der die Gegenwart gestaltet, indem er die Vergangenheit begreift. Die Broschüre „Erinnern für die Zukunft“ kann man bestellen bzw. downloaden unter: www.wien.at/kultur-freizeit/erinnern.html

Stadt Wien

Nicht mein Präsident



© PETER RIGAUD

Wenn du einmal ein paar tausend Jahre der Verfolgung hinter dir hast, tendierst du nicht wirklich zum Optimisten. Du nimmst das Schlechteste an und freust dich, wenn es besser kommt. Du rechnest damit, dass dein Fußballklub verlieren wird, es am nächsten Tag aus Kübeln schüttet und du wegen eines Hexenschusses nicht aus dem Bett wirst steigen können. Ja, und so bin ich leider ganz sicher, dass Norbert Hofer den Titel eines Bundespräsidenten tragen wird.

Rekapitulieren wir: Juristen streiten darüber, ob eine Wahl nur dann zu wiederholen ist, wenn es nachweislich Manipulationen gegeben hat oder, wie andere meinen, bereits dann, wenn es solche gegeben haben könnte. Der Verfassungsgerichtshof hat sich für die zweite Interpretation entschieden und es würde nichts bringen, diese Rechtsposition hier in Frage zu stellen. Aber war eine Manipulation denn tatsächlich möglich? Sie hätte sich so abspielen müssen, dass Beamte aus verschiedenen Bundesländern und Wahlbeisitzer aus unterschiedlichen Parteien, darunter auch der FPÖ, sich zusammengetan und einen Masterplan beschlossen hätten. Die einen sollten zu früh auszählen, andere vor Eintreffen der Beisitzenden vorsortieren, dritte gleich gar nicht zur Auszählung kommen, aber alle Vorgänge durch ihre Unterschrift bestätigen und so weiter. Ja, und sie müssten das alles bei Wahlkarten machen, die ganz gegen den Trend in großer Mehrheit an den Kandidaten Hofer gegangen wären, in der Absicht, den armen Tropf zu benachteiligen. Punktuell möglich gewesene Manipulationen hätten den Vorsprung von Alexander Van der Bellen ja nicht zunichtemachen können.

Wie kann man nur glauben, dass eine derart große Manipulation der Wahl in der geschilderten Form möglich gewesen wäre? Eine solche Verschwörung staatszersetzender Art würde sich kein Hollywood-Regisseur zu verfilmen trauen, weil ein Mindestmaß an Logik selbst bei Science-Fiction gefragt ist. Es hat sich also, so die Meinung des juristisch Ungeschulten, der Verfassungsgerichtshof entschlossen, gegen die Logik und damit in letzter Konsequenz für den Kandidaten Hofer zu entscheiden.

Gehen wir noch einen Schritt zurück. Es darf wohl angenommen werden, dass die gleichen Fehler schon beim ersten Wahlgang vorgekommen sind. Ein Schelm, wer jetzt sagt, dass sie von den faulen FPÖ-Willis, denen die Kraft fehlte, ihren Verpflichtungen als Wahlbeisitzer nachzukommen, die dann aber mit ihrer Unterschrift bezeugten, dass ohnehin alles supersauber verlaufen sei, nur deswegen nicht ange-

zeigt wurden, weil Herr Hofer damals den ersten Platz belegt hat.

Oder war es so, dass die Herren Strache, Hofer und Kickl schon beim ersten Wahlgang informiert waren? Das würde bedeuten, dass sie schlechte Verlierer sind, die Manipulationen, ich bleibe lieber bei Fehler, nur dann anzeigen, wenn sie eine Wahlwiederholung benötigen, um zum Ziel zu kommen.

Sagen wir klar, was wir uns dazu denken: Die FPÖ und ihre Spitzenpolitiker haben eine Strategie gefunden, die unserem Land noch viel Sorgen bereiten wird. Sie bezeichnen sich immer dann, wenn sie verlieren, als Opfer. Dazu konstruieren sie ein sogenanntes System, das nichts anderes im Sinn hat, als ihnen zu schaden. In Abwandlung des positiven Spruchs der Musketiere „Einer für alle, alle für einen“ haben sie die negative Form zur Perfektion entwickelt. Bei ihnen heißt es „Einer gegen alle, alle gegen einen“. Damit kannst du autoritär regieren, jeden Einwurf von anderen als Störung des „bösen Systems“ abtun und auf diese Weise die Demokratie scheibchenweise abschaffen.

In den nächsten Wochen wird es wie aus Kübeln schütten, mein Klub wird verlieren und der stets unverbindlich lächelnde Herr Hofer wird mit dem Opfer-Schmäh gewinnen. Er darf sich dann ganz verfassungskonform Bundespräsident nennen. Allerdings soll er wissen, was ihn vermutlich nicht sehr kratzen wird: Mein Bundespräsident ist er nicht. Es hat tatsächlich Unregelmäßigkeiten von verantwortlichen Beamten und Wahlbeisitzern gegeben, die im Übrigen streng bestraft werden sollten, damit sich solche Rechtsbrüche nicht wiederholen. Aber manipuliert war die Wahl nicht. Der bei der ersten Stichwahl siegreiche Alexander Van der Bellen gehört in die Hofburg und nicht der schlechte Verlierer.

Ich werde also ein paar Jahre lang dem Bundespräsidenten die Gefolgschaft verweigern müssen. Aber vielleicht gibt es ja Anfang Oktober Schönwetter und mir tut beim Aufstehen rein gar nichts weh. Nicht einmal die Medienberichte nach der ausgezählten Wahl.

Schana towa u'metuka!

Ihr Peter Menasse
Chefredakteur

* Verfasst vor Bekanntwerden der Misere rund um die Briefwahl-Kuverts

UNS FREUT

dass **NU**-Autor Peter Weinberger das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien verliehen wurde. Wir gratulieren herzlich zur Ehrung!

WIR TRAUERN

um Edeltrud Posiles, geborene Becher, eine der letzten Gerechten unter den Völkern, die im Alter von 100 Jahren im Maimonides-Zentrum verstorben ist. In Österreich halfen rund 3.400 Menschen Juden, die Nazizeit zu überleben. Edeltrud Posiles war eine von ihnen. Hanna Ronzheimer hat damals die 92-Jährige Posiles besucht und mit ihr darüber gesprochen (**NU** 29 aus dem Jahr 2007).

WIR EMPFEHLEN



Weltflucht, ein Stück der israelischen Schriftstellerin Savyon Liebrecht über die vor den nationalsozialistischen Horden nach

Jerusalem geflüchtete deutsche Lyrikerin Else Lasker-Schüler. Das Stück erzählt von Elses letzten Jahren in Jerusalem. Es ist ein Aufruf zum Widerstand gegen jede Gewalt und gegen die menschliche Kälte. In der Hauptrolle ist Schauspielerinnen Dagmar

5. Wiener Jüdisches NEUJAHRSKONZERT
 Mi, 5. & Do, 6. Oktober 2016, 19:30 Uhr
 Wiener Jüdischer Chor Leitung: Roman Grinberg
 Special Guest: **Marika Lichter**
 Kartenpreis € 32,- / Ermäßigt € 28,-
 Tickets sind ab sofort im Jüdischen Museum Wien erhältlich oder via www.wien-ticket.at
 Dorotheergasse 11, 1010 Wien
www.jmw.at
 Jüdisches Museum Wien Dorotheergasse
 WIEN KULTUR BUNDESANZEIGER ÖSTERREICH Stadt Wien
 Abb.: Neujahrskarte der Wiener Werkstätte um 1910 (G. P. W.)
 mehr wien zum leben. **wienholding**

Schwarz zu sehen, Vorstellungen am 14., 15. und 16. November im BRICK-5, Fünfhausgasse 5/4, 1150 Wien.

UNS SCHMEICHEL

dass der Artikel von **NU**-Autor René Wachtel über Major Arye Sharuz Shalichar (**NU** 64) um die Welt gegangen ist. Er bekam 310 Likes und wurde 33 Mal geteilt - von Deutschland bis nach Mexiko.

WIR GRATULIEREN

Michael Rendi zu seiner neuen Stelle. Der Bundesminister für Kunst und Kultur, Verfassung und Medien, Thomas Drozda, hat Michael Rendi als Kabinettschef in sein Team geholt.

Rendi war österreichischer Botschafter in Israel und zuletzt Leiter der Abteilung Internationale Organisationen im Außenministerium.

UNS EMPÖRT

die Verleihung eines hohen ungarischen Preises an den Rechtsextremisten Zsolt Bayer. Bayer gehörte 1988 zu den Mitbegründern der heutigen ungarischen Regierungspartei Fidesz. In seinen Texten äußert er sich menschenfeindlich und rassistisch, besonders gegen Roma und Juden.

FRIEDENSPreis DES DEUTSCHEN FILMS BAYERISCHER FILMPREIS
 DIE GESCHICHTE EINES AUFBEGEHENS GEGEN DAS NS-SYSTEM – AUTHENTISCH UND ERGREIFEND.
 Ivo PIETZCKER Sebastian KOCH Fritz HABERLANDT Karl MARKOVICS
Nebel im August
 AB 7. OKTOBER IM KINO
 DEUTSCHER FILM- UND MEDIENPREIS Prädikat besonders wertvoll
 UNICAMAL ARTKOLLE GEMINTA ECRIFILM ARRI Media b film ORF FIBA FILM FÜR WIRTSCHAFTS UND MEDIEN

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für
Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.500
Nächste Ausgabe: Dezember 2016

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,-
Europäische Union: Euro 20,-
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse
(Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)
Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD
© Milagros Martínez-Flener

SATZ & LAYOUT
Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
GRASL FairPrint
Grasl Druck & Neue Medien GmbH
2540 Bad Vöslau, Druckhausstraße 1

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches
Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfasse 3
Obmann: Martin Engelberg
Obmannstellvertreterin: Danielle Spera
Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
Österreich und für ihnen nahestehende, an
jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.



© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Eugene Kandel

Seite 6

Leitartikel

Nicht mein Präsident 3

Aktuell

Eugene Kandel über die
Start-up-Szene in Israel 6

Clinton oder Trump - wen
wählen Amerikas Juden? 9

Ein Jahr nach Bahnsteig eins 10

Unterwegs mit

Studenten-Präsident
Benny Fischer 14

Zeitgeschichte

Camillo Castiglioni, der
verdrängte Retter von BMW 20

Hermann Knaus - wie ein
Wissenschaftler zum Verbrecher
gemacht wird 24

Jüdisches Leben

Schwerpunkt: Übertritt
zum Judentum 28

„Hohe spirituelle Verantwortung
und viele Verpflichtungen“ 29



© BMW GROUP

Camillo Castiglioni

Seite 20

„Das Judentum ist kein
exklusiver Klub“ 30

Sofer Moran Haynal -
Schön schreiben als Beruf 31

Krav Maga ist eines der effektivsten
Selbstverteidigungssysteme 34

Jüdische Piraten in der Karibik 36

Kultur

Klassische Musik in
atemlosen Zeiten 38

Ausstellung über das
Leben auf der „Mazzesinsel“ 40

Die mährische
Kleinstadt Třebíč 42

Lunas Liebe und Leidenschaft 45

Der „Garten der Erinnerung“
in Frauenkirchen 46

Standards

Kohnversationen 19

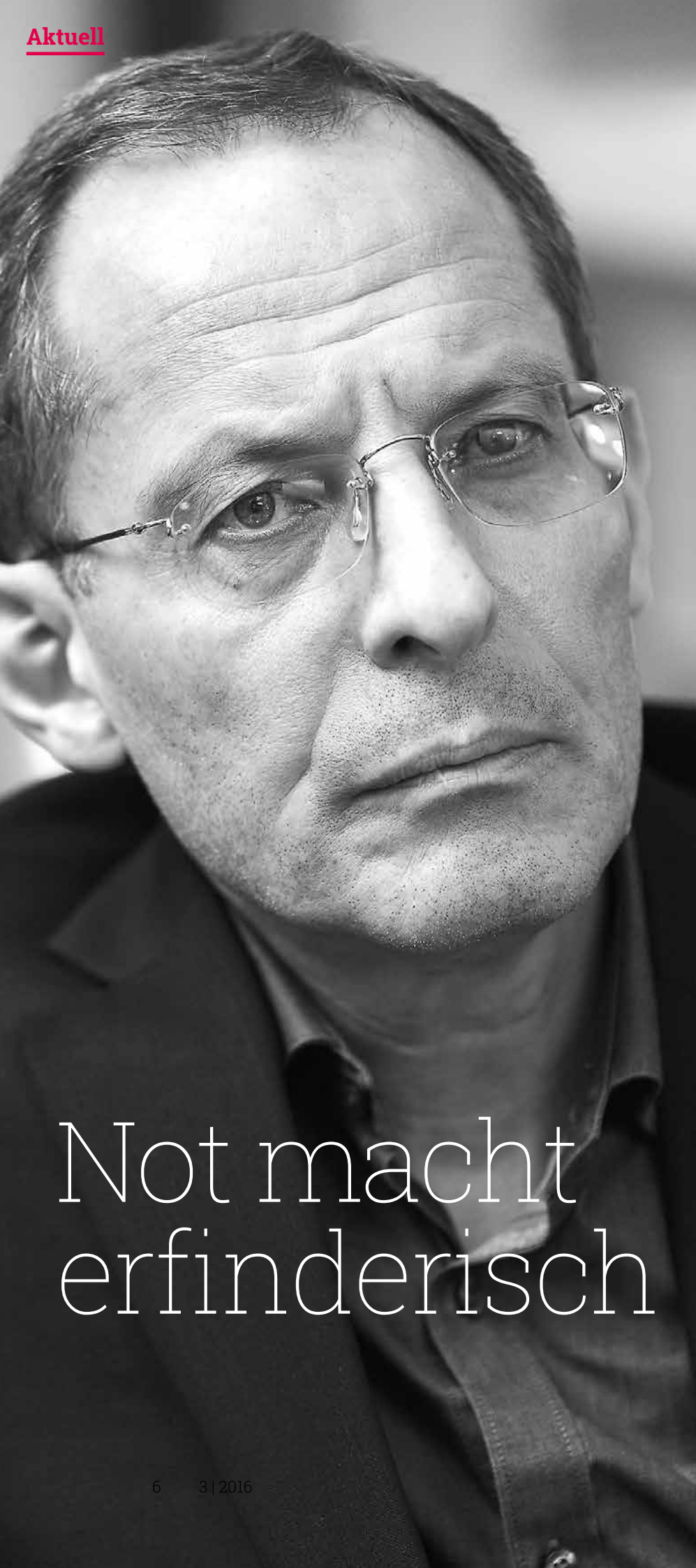
Engelberg 47

Rätsel 48

In eigener Sache 49

Autorinnen und Autoren 50

Dajgezzen & Chochmezzen 51



Not macht erfinderisch

Israel wird weltweit für die enorme Anzahl an Unternehmensgründungen im Hightech-Bereich bewundert. Anlässlich seines Aufenthalts in Wien haben wir mit Eugene Kandel gesprochen, einem früheren Berater von Premier Netanjahu, der heute eine Organisation zur Unterstützung der israelischen Start-up-Szene leitet. Das Gespräch führte Peter Menasse.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

NU: Sie sind CEO von „Start-up Nation Central“. Was ist Ihre Aufgabe?

Kandel: Diese Organisation wurde vor dreieinhalb Jahren von Paul Singer gegründet. Er ist Gründer und Eigentümer von Elliott Management, einem großen Hedgefonds-Unternehmen in New York. Er hatte das Buch *Start-up Nation – was wir vom innovativsten Land der Welt lernen können* von Dan Senor und Saul Singer gelesen und war fasziniert von der These, dass Innovation einerseits die israelische Wirtschaft befeuert, aber ebenso das Ansehen des Landes in der Welt verbessert. Er beschloss zu helfen und gründete unsere Organisation, die er auch finanziert.

Wir unterstützen in verschiedener Form das israelische „Start-up Ecosystem“, das eine Art Inkubator für Unternehmensgründungen ist. Dabei sind wir in dreifacher Weise tätig. Wir erfassen alle Informationen zum Ecosystem und verwenden die Daten, um das System mit der Welt zu verknüpfen. Das geschieht, indem wir die Daten auf der Website finder.startupnationcentral.org veröffentlichen. Dort kann man jedes Unternehmen finden, jeden Investor und jede beteiligte Organisation. Zweitens holen wir Menschen aus der Politik, aus Unternehmen und NGOs nach Israel, um sie in Kontakt mit unserem Ecosystem zu bringen. Schließlich

arbeiten wir mit der israelischen Politik und Verwaltung zusammen, um gemeinsam eine weitere dynamische Entwicklung des Start-up-Systems sicher zu stellen.

Wie kommt es, dass Israel so viele Neugründungen vor allem im Hightech-Bereich verzeichnen kann?

Das ist das Ergebnis eines langen Prozesses, der seit fast hundert Jahren andauert. Alles hat mit Bedürfnissen begonnen. Wenn wir in der Geschichte unseres Landes zurückblicken in die Zeit, als wir es wieder besiedelt haben, sehen wir, dass es an vielem mangelte. Es gab zu wenig Wasser, kaum Energieressourcen und Ackerland und auch keine Gastfreundschaft rundherum. Aber wir mussten dort überleben, und es kamen mehr und mehr Menschen dazu. Es war uns klar, dass wir nicht überleben würden können, ohne deutlich mehr zu tun als die anderen. Sonst würde es auch bei uns weiterhin so ausschauen wie in den Ländern, die uns umgeben. Wir mussten also neue Wege gehen, und zwar in einer Kombination von Forschung und technologischer Entwicklung. Technion, die technische Universität Israels, wurde 1924 gegründet, die Hebräische Universität 1925, die Organisation für landwirtschaftliche Forschung 1921 – sie alle damit rund 25 Jahre vor der Gründung des Staates Israel.

Wir kamen auch mit einer großen Vision und das bedeutete, dass wir die Dinge anders anpacken wollten, als es sonst üblicherweise geschah. So entstanden die Kibbuzim, es wurden innovative Methoden der Wasseraufbereitung gefunden, neue Formen in der Arbeitsorganisation oder im Militärwesen eingeführt. Das alles war durch den Funken der Innovation befeuert und es geschah staatlich organisiert, also zentralisiert. So entwickelten sich technologisch fortschrittliche Streitkräfte, hervorragende Universitäten und vieles mehr. Das ging so bis in die 1970er-



Der CEO von „Start-up Nation Central“ Eugene Kandel im Gespräch mit Peter Menasse

1980er-Jahre. Dann wurde es als zentrale Aufgabe für die Regierung zu viel. Israel hatte sich zu einem recht großen Land entwickelt, wir waren dann schon rund vier Millionen Menschen und es passierte, was viele andere Nationen kennen. Wenn du groß wirst, ist es sehr schwierig, innovativ zu bleiben, während du, wenn du klein bist, ums Überleben kämpfen musst. Die Regierung lockerte also die Zügel, ließ einen privaten Innovationssektor zu und unterstützte ihn auch mit Förderungen.

Dazu kommt, dass sich die Innovationskraft des jüdischen Volkes über Jahrhunderte geformt hat, schon deswegen, weil alle, die nicht nach vorne gingen, die sich nicht anpassen konnten, in einer feindlichen Umgebung nicht überleben konnten. Juden heute sind das Resultat eines langen Überlebenskampfes. Dann kamen in den 1990er-Jahren eine Million Juden aus Russland nach Israel, und diese Menschen hatten viel technologisches und technisches Wissen in ihrem Gepäck.

Wenn man all diese Ingredienzen zusammenführt, entsteht eine kritische Masse. Die Anzahl der israelischen Hightech-Unternehmen ist über die Jahre exponentiell angestiegen. Heute haben wir mehr als 5000 Technologieunternehmen, ganz kleine ebenso wie große. Jedes Jahr kommen rund

hundert dazu, während nur 30 bis 40 wieder untergehen, was heißt, dass der Sektor kontinuierlich wächst.

Es waren zusammengefasst der Druck durch die Not, die Aufbruchsstimmung, die jüdische Kultur und ein paar glückliche Fügungen. Auch das Internet hat für uns einen großen Vorteil gebracht. Unser Land ist geografisch sehr weit von allen Märkten entfernt. Mit der neuen Technologie können wir uns mit anderen vernetzen, von ihnen lernen und uns am Markt präsentieren.

Ist es nicht auch ein Vorteil, dass Israel viel in militärische Forschung investiert? Gibt es da einen Transfer in den zivilen Sektor?

Es entstehen natürlich zuerst einmal hohe Kosten. Aber so, wie das Militär bei uns organisiert ist, wird das auch zu einem großen Vorteil. Denn wir nehmen die jungen Leute, also die 18-Jährigen, genau unter die Lupe, um ihre Vorzüge und Möglichkeiten herauszufinden. Wir können sie dann dorthin zuweisen, wo ihre Talente besonders zur Entfaltung kommen können. Wir machen bei unserem Heer so gesehen eine Art von Auswahl, wie man sie von den internationalen Spitzenuniversitäten kennt. Jeder bekommt dann den Job, für den er am

„Wenn du groß wirst, ist es sehr schwierig, innovativ zu bleiben, während du, wenn du klein bist, ums Überleben kämpfen musst. Die Regierung lockerte also die Zügel, ließ einen privaten Innovationssektor zu und unterstützte ihn auch mit Förderungen.“

„Heute haben wir mehr als 5000 Technologieunternehmen, ganz kleine ebenso wie große. Jedes Jahr kommen rund hundert dazu, während nur 30 bis 40 wieder untergehen, was heißt, dass der Sektor kontinuierlich wächst.“

besten geeignet ist. Wenn junge Leute in einen Technologiebereich kommen, erhalten sie nicht nur eine hochqualitative Ausbildung, sondern man überlässt ihnen bald auch große Verantwortung. Als 19-Jährige bekommen sie dann schon wirklich schwierige Aufgaben, und sie haben mit Spitzentechnologie zu tun, die avancierter ist als alles, was es außerhalb des Militärs gibt.

Wenn diese Jungen mit 21, 22 Jahren aus dem Militär ausscheiden, sind sie außerordentlich gut ausgebildet, sie sind in einem Bereich unterwegs, für den sie besonders geeignet sind und sie haben ein gutes Maß an Selbstbewusstsein. Das kann mitunter recht nervig sein, wenn man mit ihnen zu tun hat, aber es passt perfekt für Hightech-Aktivitäten. Viele der neuen Start-ups wurden und werden von solchen Youngsters gegründet. Auch wenn sie nicht direkt mit Technologie zu tun hatten, sondern Flieger waren, in Kampfeinheiten gedient haben, sind sie gut auf Managementaufgaben vorbereitet und haben gelernt, große Projekte zu verwirklichen.

Gibt es Hightech-Unternehmen überall in Israel oder existiert etwas Vergleichbares zum Silicon Valley in den USA?

[lacht] Silicon Valley alleine ist ja größer als ganz Israel. Aber bei uns gibt es tatsächlich Cluster. Der größte ist in Tel Aviv und in der Nähe von Tel Aviv, ein ähnlich großer Cluster befindet sich in Jerusalem. Der ist noch relativ neu, die Anzahl der Unternehmen ist dort in den letzten drei Jahren von hundert auf 500 gestiegen. Dann gibt es noch Haifa und Be'er Scheva, und in den letzten rund drei Jahren ist auch ein Cluster in Nazareth entstanden.

Wie ist die allgemeine Situation der israelischen Wirtschaft heute?

Die israelische Volkswirtschaft ist zweigeteilt, daher gibt es auch zwei verschiedene Problemstellungen. Im Bereich der neuen Technologie gibt es einen Mangel an Experten, an Humankapital. Wir bräuchten viel mehr Menschen in diesem Wirtschaftssektor, und es gibt große Anstrengungen der Regierung und vieler Organisationen, hier Abhilfe zu schaffen. In der herkömmlichen Wirtschaft leiden wir

unter zu geringer Produktivität, das heißt zu geringem Output pro Arbeitskraft, und der Sektor ist überreguliert. Wir sind in den letzten drei Jahren im „Ease of Doing Business“-Ranking dramatisch von Platz 30 auf 53 abgerutscht [Anm.: Österreich belegt derzeit Platz 21].

Obwohl in Israel nur fünf Prozent der potenziellen Erwerbstätigen arbeitslos sind, wird dennoch viel protestiert. Es ist das ein wenig produktiver gesellschaftlicher Diskurs. Ich fürchte, dass ein neuer weltweiter Wirtschaftseinbruch sehr schmerzhaft Auswirkungen für uns haben könnte. Aber vielleicht kann nur so der unglückliche Diskurs eine neue Richtung nehmen.

Wie werden die US-Wahlen die israelische Wirtschaft beeinflussen?

Ich weiß es nicht. Das ist eine wirklich schwierige Frage. Es ist ja jetzt noch nicht einmal klar, wie die USA selbst betroffen sein werden. Mit Hillary Clinton haben wir in der Vergangenheit recht gute Erfahrungen gemacht. Mit Trump hatten wir nie zu tun, er ist für uns nicht berechenbar. *nu*



Eugene Kandel, geboren 1959 in Moskau, war von 2009 bis August 2015 Vorsitzender des Nationalen Wirtschaftsrates von Israel. In dieser Funktion beriet er Premierminister Benjamin Netanjahu in Wirtschaftsangelegenheiten. Seit Oktober 2015 ist Kandel CEO von „Start-up Nation Central“, einer Einrichtung, die internationale Manager und Politiker mit der israelischen Innovations- und Technologie-Szene in Kontakt bringt.

Kandel hat in Jerusalem und Chicago Wirtschaftswissenschaften studiert. Seit 1997 ist er Professor für Wirtschafts- und Finanzlehre an der Hebrew University in Jerusalem.

Die Familie Kandel emigrierte 1977 nach Israel. Sein Vater Felix Kandel, ein Schriftsteller, war wegen seines 1973 gestellten Ausreiseansuchens in Ungnade gefallen und auch eingesperrt worden. Um seine Teilnahme an einer internationalen Konferenz über jüdische Kultur in Moskau im Jahr 1976 zu verhindern, wurde sein Sohn Eugene als Warnung auf offener Straße verprügelt. Dank einer Kampagne zahlreicher Organisationen in Israel und den USA wurde der Familie schließlich die Ausreise gestattet. Felix Kandel ist einer der Schöpfer der in Russland berühmten Zeichentrickserie *Nu, Pogodi*, was so viel heißt, wie „Na, warte“.

Das Zünglein an der amerikanischen Waage

Nur zwei Prozent der US-Wähler sind Juden. Doch sie spielen in manchen Schlüsselstaaten eine entscheidende Rolle.

VON OLIVER GRIMM

Wenn sich ihm die Gelegenheit bietet, ein Thema in Klischees zu hüllen, kann sich Donald Trump bisweilen nur schwer im Zaum halten. „Ihr mögt mich ja nur, weil meine Tochter zufällig jüdisch ist“, rief der republikanische Präsidentschaftskandidat Anfang Dezember in Washington seinem Publikum aus der Republican Jewish Coalition zu (Ivanka Trump ist ihrem Gatten, dem Immobilien-erben Jared Kushner, zuliebe konvertiert; siehe auch S. 21 zum Thema Konversion). Dann ließ er das Zerrbild vom reichen Juden folgen, von dessen Geld die Politiker abhängig sind: „Ich will euer Geld nicht. Ich will euer Geld nicht. Ich bezahle meine Kampagne selber.“ Und auch das antisemitische Vorurteil, alle Juden seien Schacherer, scheint sich in Trumps Weltbild zu finden: „Schaut, ich bin ein Verhandler wie ihr. Wir sind Verhandler“, sagte er in seiner Fundamentalkritik am internationalen Abkommen über das iranische Atomwaffenprogramm, die er mit der Behauptung, dass Präsident Barack Obama das Schlimmste sei, was Israel jemals passiert ist, abschloss.

Der polternde Demagoge Trump dürfte mit solchen Auftritten, sofern in den knapp zwei Monaten bis zum 8. November nichts Unerwartetes passiert, ein jahrzehntelanges Projekt der Republikanischen Partei torpedieren: die Stärkung der jüdischen Wählerbasis. Zwar sind nur zwei Prozent der US-Wähler Juden. Doch in Schlüsselstaaten wie Florida oder Ohio kann es auf sie an-

kommen. In Florida zum Beispiel leben rund 636.000 Juden. Im Jahr 2012 trennten Präsident Barack Obama und Mitt Romney dort nur 74.309 Stimmen. Wenn es den Republikanern gelingt, hier auch nur ein bisschen dazuzugewinnen, kann das entscheiden, wer am 20. Jänner 2017 als neuer Präsident angelobt wird.

Demokratische Dominanz schrumpft

Seit die entsprechenden Daten systematisch erfasst werden, bekennt sich durchwegs eine deutliche Mehrheit der amerikanischen Juden zur Demokratischen Partei. Laut der aktuellsten Erhebung des Pew Research Center sind 64 Prozent der US-Juden Demokraten, 26 Prozent Republikaner und neun Prozent Unabhängige (belastbare Umfragewerte für die Unterstützung Trumps und Hillary Clintons sind nach den beiden Parteitagungen noch nicht erhoben worden). Zum Vergleich: Nur 44 Prozent aller Amerikaner sind erklärte Demokraten, dafür bekennen sich 37 Prozent zu den Republikanern, während sich 18 Prozent als unabhängig bezeichnen. 2012 stimmten 69 Prozent der Juden für Obama und nur 30 Prozent für Romney.

Doch diese klaren Zahlen kaschieren die Tatsache, dass die demokratische Dominanz bei den jüdischen Wählern seit Jahrzehnten schrumpft. Im Jahr 2000 zum Beispiel erhielt Al Gore noch 79 Prozent der jüdischen Stimmen. In einem lesenswerten Essay im *Forward* („How Republicans Tried To Flip the Jewish Vote – and Created Donald Trump“) erinnerte Samuel Freedman im Juli daran, dass in den Wahlen der Jahre 1932 bis 1944 rund 82 bis 90 Prozent der Juden für die Demokraten stimmten. Das war in erster Linie damit zu erklären, dass diese Generation der mehrheitlich aus Mittel- und Osteuropa eingewanderten Juden nur gemäßigt religiös waren. Sie hatten sich bereits mit dem Auszug aus dem Shtetl in kosmopolitische Metropolen wie Vilnius,

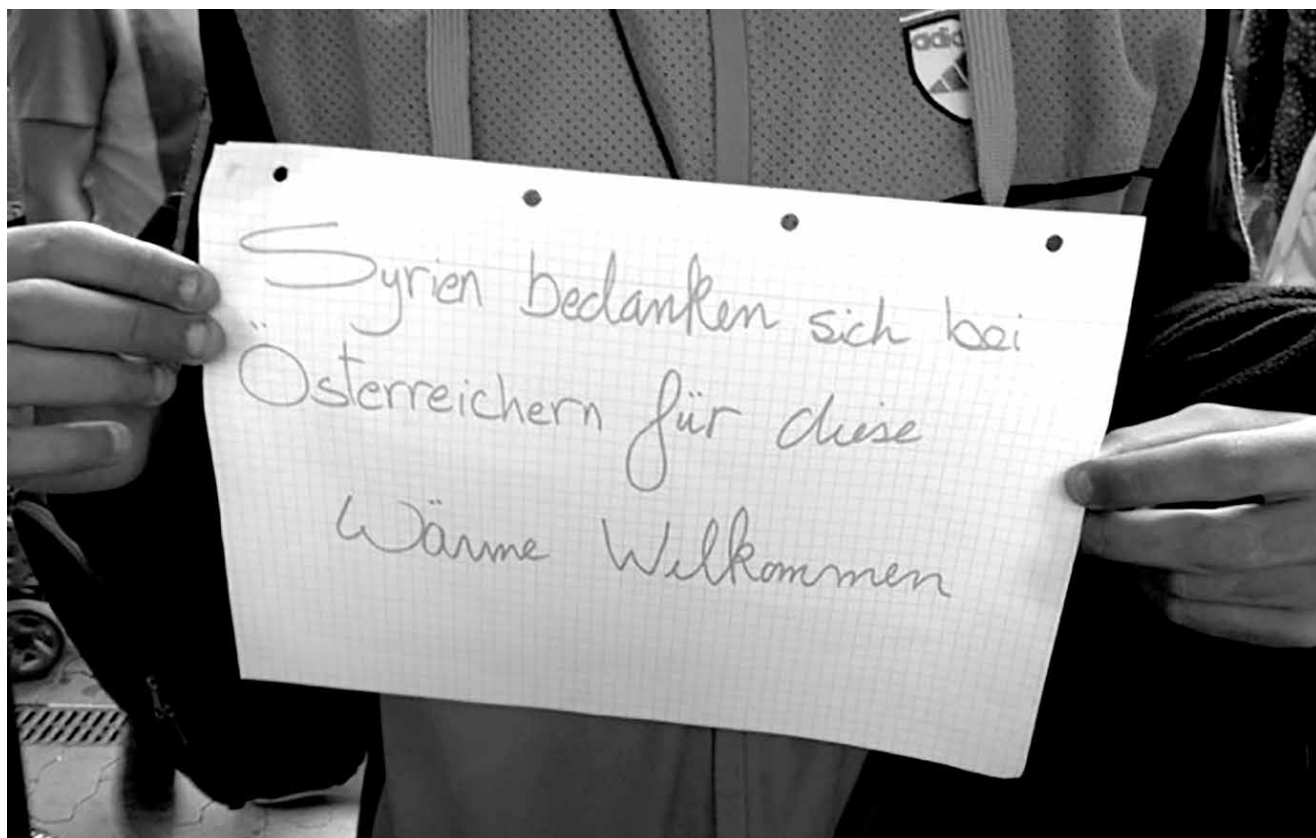
Warschau oder Kiew von der Orthodoxie gelöst und dem Sozialismus zugewandt. Das spiegelte sich nach der Atlantik-Überfahrt auch in ihrem Wahlverhalten wider: 1920 stimmten mehr amerikanische Juden für die (inzwischen längst untergegangene) Socialist Party als für die Demokraten.

Bei den meisten amerikanischen Gesellschaftsgruppen lässt sich mit wachsendem Wohlstand eine latent konservativere politische Gesinnung feststellen. Doch Amerikas Juden, die mittlerweile die wohlhabendste soziale Schicht des Landes sind, blieben den Demokraten und ihrer egalitären Botschaft treu. „Juden verdienen wie Episkopale und wählen wie Puertoricaner“, hatte der einflussreiche Publizist Milton Himmelfarb einmal geunkt.

Doch nach dem Sechstagekrieg begann sich die politische Gemengelage im amerikanischen Judentum zu verändern. Freedman beschreibt in seiner Analyse, wie der Zionismus nicht nur in Israel, sondern auch in den Vereinigten Staaten religiös aufgeladen wurde. Die Siedlerbewegung in den besetzten Gebieten wurde für immer mehr amerikanische Orthodoxe zum Leitmotiv ihrer politischen Gesinnung. Vor allem der rechte Flügel der Republikaner nutzte die Israel-Frage als ideologischen Spaltkeil, nach dem Motto: Wer nicht bedingungslos für Israel ist, ist gegen uns Juden.

Diese ideologische Verhärtung spiegelt sich in den handelnden Personen wider. Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu setzte 1996 im Rennen gegen Shimon Peres auf den republikanischen Wahlberater Arthur Finkelstein, der Umfragen und Strategien für die eingangs erwähnte Republican Jewish Coalition erstellt. Die Finanzierung dafür kam vom Las-Vegas-Casinomogul Sheldon Adelson – jenem Adelson, der gelobte, heuer rund 100 Millionen Dollar in Donald Trumps Wahlkampf zu stecken.

nu



© SASKIA SCHWAIGER

Helfen half uns allen

Ein Jahr nach Bahnsteig eins: Von September 2015 bis Februar 2016, als tausende Flüchtlinge die Bahnhöfe passierten, stand ich als Arabisch-Übersetzerin am Wiener Westbahnhof. Nicht aus Altruismus, sondern als einzig wirksames Rezept, um gegen die eigene Wut und Ohnmacht anzukämpfen.

VON SASKIA SCHWAIGER

5. September 2015, Hauptbahnhof. Es war einer dieser heißen Spätsommertage, kurz bevor die Schule wieder losging. Ich kam mit dem Nachtzug von Split vom Urlaub zurück. Schon beim Aussteigen sah ich sie: hunderte Menschen, dicht gedrängt, schmutzig, in Flipflops, die meisten Frauen mit Kopftuch, die Kinder um sich geschart. Ich fuhr Richtung Wohnung zum Westbahnhof, wo am späten Nachmittag bereits an die tausend Flüchtlinge auf Züge Richtung Deutschland warteten. Am Bahnsteig erkannte ich in der Menge einen alten Freund, er hielt ein Megafon und schrie auf Arabisch: „Qitar ala Almania!“ (Zug nach Deutschland!). „Hallo, lange nicht gesehen, wie geht’s?“ Er lachte. „Gut! Hier kommen noch un-

gefähr hundert, du sprichst doch Arabisch, zeig ihnen, wo Bahnsteig acht ist.“ OK, rief ich durch die Menge. Aber was heißt eigentlich Bahnsteig?

Tausende Fragen

Arabisch habe ich auf Reisen und bei längeren Aufenthalten als Volontärin im Österreichischen Hospiz in Jerusalem gelernt. Später studierte ich Arabistik und Judaistik als Nebenfach. Meine erste große Reise führte mich 1989 nach Israel: Ich war 19, fuhr mit dem Zug nach Griechenland und nahm die Fähre von Athen nach Haifa, um Freunde zu besuchen. An Bord – es war kurz nach dem Zerfall der Sowjetunion – befanden sich unzählige russische Auswanderer, darunter alte Frauen mit

Für uns HelferInnen war es eine besondere Zeit, schön und schrecklich zugleich; viele standen tagelang rund um die Uhr am Bahnhof. Viele trieb auch die Wut und das Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Politik auf die Bahnhöfe.

Kopftuch, Männer mit Wollhauben und kleine Kinder. Sie hatten riesige Koffer, die sie mit Schals und Gürteln zusammengebunden hatten und keine Sekunde aus den Augen ließen. Sie deuteten der Buffetverkäuferin mit abgegriffenen einzelnen Dollarnoten (oder waren es Rubel?) auf die abgepackten Sandwiches in der Auslage. Sie sprachen ausschließlich Russisch.

Daran musste ich denken, als ich die ersten Flüchtlingsfamilien am Westbahnhof sah: Männer und Frauen in Tüchern und Decken, abgekämpft und müde, die Habseligkeiten unter dem Arm oder in einem Plastiksack. An der Hand die Kinder. Auf uns Übersetzer prasselten tausende Fragen ein: Wo

können wir Zugtickets kaufen? Wo sind wir hier? Werden wir hier registriert? Wie weit ist es nach Deutschland? Kann man da mit der U-Bahn hinfahren? Wieviel kostet das Taxi nach Deutschland? Wohin fahren diese Züge?

Wir hatten selbst noch keine Antworten. Wir fragten die Polizisten. Auch keine Ahnung. Deutschland wahrscheinlich. Steigt ein, ihr fahrt nach Deutschland. Schnell, schnell, schnell. Hier fehlt noch eine Mama, ein Onkel, eine Oma, wir können nicht einsteigen, das Kind muss aufs Klo. Schreien, weinen. Mein Handy ist verloren gegangen, mein Bruder fehlt, und nein: wir wollen jetzt gar nichts essen, nichts trinken, wir wollen keine Decke und nein, wir

wollen auf gar keinen Fall übernachten. Wir wollen nach Deutschland.

Im September und Oktober war ich jeden Tag am Bahnhof, morgens zwei Stunden vor der Arbeit, dann nachmittags, manchmal abends noch zwei Stunden. Bahnsteig eins, das war der Bereich, in dem die Flüchtlinge sich tagsüber aufhielten, bis ein Sonderzug sie nach München, nach Passau, nach Salzburg oder nur nach Wels brachte. Rundherum entstand rasch eine vorläufige Infrastruktur: Essensausgabe, Kleiderdepot, Mobiltoiletten, die Erste-Hilfe-Station, ein Nachtquartier mit Feldbetten und Einwegdecken. Morgens, wenn die Halle aufgesperrt wurde, taumelten ein paar verschlafene Kinder durch die Gänge, die ÖBB-Mitarbeiter schickten sie zum Bahnsteig eins, wo sich in der Früh auch die ÜbersetzerInnen trafen, um zu erfahren, wann und wo die Sonderzüge wegfuhr. Nachts wurden die Übriggebliebenen mit Bussen in Notquartiere gebracht, die in den ersten Tagen im Stundentakt aus dem Boden gestampft worden waren.

Helfen half dabei, die Wut zu kanalisieren.



Leyla, die blonde Fahrschullehrerin aus Damaskus

Für viele Flüchtlinge war der Westbahnhof die erste Station zum Durchatmen, nach Tagen ohne Schlaf und ohne Essen. Und oft die letzte Station vor dem ersehnten Ziel: Ich erinnere mich an Leyla, die blonde Fahrschullehrerin aus Damaskus, die mich ansprach, ob ich für sie in die Schweiz telefonieren könne, ihre Schwester und ihr Schwager lebten dort. Sie nannte einen Ort, den ich nicht kannte. Ihr Handy war heruntergefallen, das Display zerbrochen, sie fischte aus ihrem bunten türkischen Seesack ein zerknittertes Notizbuch und entschuldigte sich für ihr Aussehen. Ihre Hose war schmutzig, die langen Haare unfrisiert, die Schminke unter den Augen zerronnen. Sie hatte Blasen an den Füßen, die in seltsamen großen Herrenschuhen ohne Socken steckten. Ich tippte in mein Handy die Nummer aus ihrem

Auf uns Übersetzer prasselten tausende Fragen ein: Wo können wir Zugtickets kaufen? Wo sind wir hier? Werden wir hier registriert? Wie weit ist es nach Deutschland? Kann man da mit der U-Bahn hinfahren? Wohin fahren diese Züge?

Notizbuch. Ein freundlich klingender Mann meldete sich, der auf Schwyzerdütsch mit einem unverkennbar arabischen Akzent sprach. „Ja, klar“, sagte Ahmad. „Sie soll ruhig kommen, wir holen sie beim Bahnhof ab.“ Neben an im Caritas-Kleiderlager entdeckten wir ein Paar Lederstiefel in Größe 37 und gewaschene Jeans. Auf der Bahnhofstoilette wusch sich Leyla Gesicht und Arme. Als sie sauber mit einem Becher Kaffee, einem Schokoriegel und dem Zugticket nach Bregenz am Bahnsteig stand, fiel sie mir plötzlich um den Hals und begann zu schluchzen. Ich umarmte sie lange und weinte ein bisschen mit ihr, dann stieg sie in den Zug. Am nächsten Tag fand ich eine WhatsApp-Nachricht vor, geschickt von einer Schweizer Nummer, mit drei roten Herzen darunter.

Für uns HelferInnen war es eine besondere Zeit, schön und schrecklich zugleich; viele standen tagelang rund um die Uhr am Bahnhof. Viele trieb auch die Wut und das Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Politik auf die Bahnhöfe: Die Bilder der toten Kinder an Griechenlands Stränden, die Un-

tätigkeit der österreichischen Regierung im Sommer in Traiskirchen, die Bilder der Schlägertrupps in Ungarn... Helfen half dabei, die Wut zu kanalisieren. Auch für mich waren die Tage am Bahnhof und später das Teekochen im Tageszentrum, wo obdachlose Flüchtlinge unterkamen, wo es nach nassen Jacken und ungewaschenen Füßen roch, wie ein tägliches Ritual gegen Zorn und Hilflosigkeit. Wahrscheinlich ist das der wichtigste, wenn auch am wenigsten erwähnte, Aspekt der sogenannten – und mittlerweile in Verruf geratenen – Willkommenskultur.

Zahra aus Aleppo

Ich traf Zahra, ihr Bruder lebte in München, sie reiste mit Ehemann und zwei süßen Mädchen, sie kam aus Aleppo, wo es Bomben hagelte. Ich brachte Zahra ins Tageszentrum, es gab keine Züge mehr an diesem Nachmittag. Wir schoben zwei orange Plastiksessel zusammen und die Vierjährige rollte sich zusammen und schlief sofort ein. Zahra nahm Tee und Weißbrot, an diesem Tag gab es sogar Hummus, den ein türkischer Verein vorbeigebracht

hatte. „Setz dich“, sagte sie zu mir, „tadali“, iss mit uns. Ich setzte mich. Zahra war 21 und die Chefin der Familie, das war offensichtlich. „Wollt ihr nicht im Notquartier übernachten? Gleich hier am Bahnhof?“ „Nein danke“, sagt Zahra, „wir schlafen hier in der Wartehalle, wir müssen den allerersten Zug nach München erreichen, wir können nicht bleiben.“ Wir verabredeten uns für sieben Uhr früh am nächsten Tag. Als wir uns wiedertrafen, lernte ich Eva kennen, die die Familie um 23 Uhr nachts zu sich nach Hause genommen hatte. Wir brachten Zahra gemeinsam zum Zug. In den Wochen danach schickte sie traurige Nachrichten aus verschiedenen Flüchtlingslagern in Deutschland. Mittlerweile bekomme ich Fotos, auf denen saubere Gärten mit Einfamilienhäusern zu sehen sind. Die Mädchen spielen in rosa Sommerkleidchen auf kurz geschnittenem Rasen. Ihre Nachrichten schreibt sie jetzt auf Deutsch.

Der Afghane Mohammad

Am Bahnsteig eins kam an einem Tag im Oktober auch der Afghane Mohammad auf mich zu, in seiner Hand

**Steigt ein, ihr fahrt
nach Deutschland.
Schnell, schnell,
schnell.**



© SASKIA SCHWABER

ein Mobiltelefon, aus dem deutlich eine deutschsprechende Frau zu hören war, sie stellt sich als Astrid vor, eine Sozialhelferin in Schweden. Sie erklärte, dass die Familie ein fünfjähriges Kind in Malmö habe, das dringend auf eine lebensrettende Herzoperation warte, der kleine Bub, der mit anderen Verwandten vorgeschickt worden sei, weine jeden Tag nach seinen Eltern. Was tun? Anrufe bei der Botschaft, beim Ministerium. Es dauerte Wochen, bis klar wurde, dass die Familie legal nach Schweden reisen darf. Asylantrag, Dublin-Out-Verfahren. Die Familie brachte ich kurzerhand bei Freunden unter, die vorübergehend ihr Büro leerräumten. Immer wieder traf ich Mohammad, seine Frau und die beiden Kinder am Bahnhof. Mohammad saß meistens irgendwo stumm, schaute starr vor sich hin. Das elfjährige Mädchen stand mit wachen Augen dabei, und schon nach wenigen Tagen sagte sie auf Deutsch: „Danke vielmals“, oder sie sagte, „Bitte kannst du meinen Bruder halten?“ Dann verlor ich die Familie aus den Augen. Oft kam es zu jener Zeit vor, dass Flüchtlinge in immer wieder andere Transitquartiere quer durch Österreich überstellt wurden. Eines Nachts im Winter meldete sich Astrid am Telefon, um zu sagen, dass die Familie bei Schneetreiben am Flughafen Stockholm eingetroffen sei. Der Fünfjährige habe nicht geschlafen vor Aufregung, die Eltern nach einem halben Jahr wiederzusehen. Monate später schickte sie die Nachricht, dass der Bub erfolgreich am Herzen operiert worden war.

Amany, eine Krankenschwester aus Damaskus

Zweimal nahm ich Essensgäste mit nach Hause. Amany war dabei, eine Krankenschwester aus Damaskus. Wir saßen in der Küche und sie verschlang eine riesige Portion Risotto mit Mangold und Parmesan. „Weißt du“, sagt

sie, „ich habe seit der Türkei nichts Richtiges mehr gegessen, nur ein bisschen Sandwich, das ist nicht gut für mich und das Baby.“ Sie lächelte und zeigte auf ihren Bauch. Mehrmals telefonierte sie an diesem Nachmittag mit ihrer Schwester in Paris. Sie hatte sich ein Ticket für den Nachtzug gekauft, aber kann man einfach so nach Frankreich reisen? Zuvor war ich mit ihr bei einer Bank auf der Mariahilfer Straße. Ihr gesamtes Geld und den Pass hatte sie noch von der Überfahrt auf dem Schlauchboot wasserdicht in einem OP-Handschuh verstaut und in einer Innentasche ihres T-Shirts versteckt. Es war ihr allerletztes Geld, das sie in dieses Ticket nach Paris investierte. Die Grenzen nach Deutschland waren zu diesem Zeitpunkt noch offen. Aber nach Frankreich? Im Dezember schickte sie mir eine Nachricht, dass ihre Tochter Maria heiße. Auf die Welt gekommen war sie in einem Flüchtlingslager in Frankreich. Unsere Kinder fragen immer wieder nach ihr, sie schauen sich die Fotos an, die wir von ihr und ihrem dicken Bauch gemacht haben.

Ein Jahr später ist Normalbetrieb am Westbahnhof, das Kleiderlager und das Tageszentrum, das die Caritas dort betrieben hatte, sind seit Februar geschlossen. Einmal in der Woche gehe ich gemeinsam mit einem Farsi-Übersetzer in ein Notquartier, um mit den Kindern zu spielen oder mit den Müttern Deutsch zu lernen. Noch immer kommen Flüchtlinge, aber es geschieht weitgehend unbemerkt. Sie kommen schmutzig an von langen Fußmärschen, sie schlafen im Gebüsch und nehmen Schlepper in Anspruch, die sie in geschlossenen Lastwagen durch Europa karren. Und sie bleiben unerkannt in einer Großstadt wie Wien, die die Neuankömmlinge schluckt, bis sie sich unbemerkt weiterbewegen auf ihrer Reise durch Europa. Aber hier wie dort treffen Menschen auf Menschen. *nu*

Für viele Flüchtlinge war der Westbahnhof die erste Station zum Durchatmen, nach Tagen ohne Schlaf und ohne Essen. Und oft die letzte Station vor dem ersehnten Ziel.

Ausgelöscht

Vom Leben der Juden in Mödling

überarbeitete und erweiterte Auflage 2016



Diese seit Jahrzehnten vergriffene Dokumentation wurde aktuell überarbeitet und teilweise mit neu aufbereitetem Bildmaterial ausgestattet. Hinzugefügt wurden Kapitel um die in Mödling gesetzten „Stolpersteine“ und das errichtete Mahnmal der ehemaligen Synagoge.

Unter der Herrschaft der Nationalsozialisten wurden in Mödling - wie auch überall anderswo im „Großdeutschen Reich“ - jüdische Mitbürger vertrieben, in Vernichtungslager deportiert und systematisch ermordet. Die jüdische Gemeinde Mödlings wurde ausgelöscht.

Das mit zahlreichen Abbildungen versehene Buch erzählt vom Leben der Juden in Mödling, begleitet ihren Weg vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Ein besonderer Schwerpunkt liegt in der Behandlung der Geschehnisse um die sogenannte „Reichskristallnacht“ im November 1938. Die Autoren haben versucht, Licht in jenes dunkle Kapitel der Geschichte zu bringen, das in allen Mödlinger Heimatbüchern seit 1945 ausgespart oder nur unzulänglich behandelt wurde.

Ausgelöscht - Softcover
320 Seiten - € 22,50
ISBN 978-3-902960-37-5



Gefilte Fischer – „Momentan bin ich vor allem Präsident“

Wenige Wochen nach dem Abgang von Bundespräsident Dr. Heinz Fischer waren wir unterwegs mit dem amtierenden Präsidenten der European Union of Jewish Students, Benny Fischer. Im Haus des Meeres und auf dem Wiener Naschmarkt erzählte er Samuel Mago und David Borochov von seinem Amt, von jüdischer Identität und Jeckentum.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Als Präsident der European Union of Jewish Students (EUJS) ist man viel unterwegs. Vor einigen Tagen noch in New York, Tel Aviv und Brüssel, schenkt uns Benny Fischer zwischen zwei Konferenzen einige Stunden seiner Zeit. Das Angebot eines Besuchs im Haus des Meeres im Wiener Esterhazypark kann man sich schließlich nicht entgehen lassen – schon gar nicht als Fischer. Doch schon in der Eingangshalle zeigt sich der junge Präsident tierlieb, krempelt die Ärmel seines Sakos hoch und beginnt die Koi-Karpfen zu streicheln. Aus dem Fischen wird

jedoch nichts. Dabei wären die sogar koischer.

Vom Fischer zum Präsidenten

Benny wurde in Hamburg geboren und wuchs in Berlin in einem sehr religiösen Haushalt auf. Er engagierte sich schon früh in jüdischen Jugendorganisationen und machte sein Abitur an einer jüdischen Oberschule. Mit der religiösen Phase sei es für ihn mit 17 Jahren dann vorbei gewesen. Er habe immer das Pluralistische gesucht und Wert darauf gelegt, nicht nur in der jüdischen Blase zu sein, meint er. Wir fragen ihn, was er als Kind einmal werden wollte. „Mein Opa hat mir einmal

gesagt, ich soll Bankdirektor werden. In Retrospektive war das ziemlich lustig, weil das mein nichtjüdischer Opa war. Ich war tatsächlich immer gut in Mathe, aber an so Investment-Zeug habe ich keinen Spaß. Ich hatte immer Spaß an der Arbeit mit Menschen, mit Menschen zu sprechen und vor Menschen zu stehen.“ Wir bleiben vor einem Aquarium stehen, in dem ein Europäischer Hecht schwimmt – wie passend.

Mit einem Stipendium des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks (ELES) studierte Benny zunächst in Hamburg an der Bucerius Law School. „Das Studium ist sehr intensiv und ein Leben



Fischer (links) erzählt unseren Autoren Borochov und Mago jüdische Anekdoten.

an der Uni ist komplett auf das Studium ausgerichtet. Ich hatte einfach nicht genug Spaß an Jura, wollte mir keine Gedanken über meine Karriere machen und habe lieber auf den Putz gehauen.“ Schon damals hatte er einen Hang zu großen Fischen – so erzählt er uns, wie er unfreiwillig die deutsche Kanzlerin traf: „In meinem zweiten Semester wurde ich zum Maskottchen meiner Uni ernannt, zum Butzemann. Ich musste bei einem Sportfest in einem weißen Frack mit viel zu großen Schuhen und einem Zylinderhut unser Sportteam anfeuern. Ich stehe also da, und plötzlich kommt ein Polizist und meint, dass jetzt die Wiese abgesperrt wird, weil gleich ein Hubschrauber von der Luftwaffe hier landet. Und es war klar, das ist entweder die Kanzlerin oder der Innenminister. Ich habe mir gedacht, okay, bauen wir die 400 betrunkenen Studenten auf, ich nehme mein Megaphon und wir begrüßen die Kanzlerin, egal ob sie kommt oder nicht. Und dann landet ein riesiger Hubschrauber von der Luftwaffe, überall sind Autos, ich heize die Menge richtig an: „Angela Merkel, wir singen Angela Merkel...“, und alle rasten aus. Plötzlich kommt sie dann zu uns. Ich hatte an meinem gebrochenen Ellenbogen eine Jägermeisterflasche montiert und ich merkte, ich hab da jetzt echt einen angetrunken. Ich bin in diesem doofen Kostüm, hab ein Megaphon in der Hand, kaum eine Stimme und jetzt kommt die Kanzlerin. Ich gehe natürlich total selbstbewusst auf sie zu. Im letzten Moment reißt mir jemand aus dem Team mit einem Taschenmesser gerade noch diese Jägermeisterflasche vom Gips. Und dann hatte ich ein kleines Intermezzo mit der Kanzlerin. Ich bin echt nicht repräsentativ für diese Uni, weil ich alles falsch gemacht habe, was man hätte falsch machen können. Ich habe die Kanzlerin seitdem noch zweimal getroffen. Hat sich, glaube ich, aber nicht mehr an mich erinnert ...“, lacht er. Recht bald danach wechselte



Schon in der Eingangshalle zeigt sich der junge Präsident tierlieb.

er von Jura zur Politikwissenschaft. Bis er schließlich für das Präsidentenamt kandidierte.

Gib mir keinen Fisch, lehre mich das Fischen

Die Stimme aus den Lautsprechern fordert uns auf, das Haus des Meeres zu verlassen. Wir schleichen uns an den Schlangen vorbei, gehen die Stiegen hinunter und die Joaneligasse zum Naschmarkt entlang. Benny erzählt uns, er habe sich für die Kandidatur entschieden, weil er eine Organisation leiten wollte, mit der man tatsächlich etwas bewegen kann. „Der Grundgedanke der Jüdischen Studentenunion ist einfach: Weil wir der Meinung sind, dass viele Gemeinden jungen Menschen nicht die Möglichkeit

der Partizipation geben, aber auch kein passendes Programm, machen wir es einfach selber, Stichwort Empowerment. Alles, was wir tun, ist von Studierenden für Studierende. Und das geht auf lokaler Ebene genauso wie auf internationaler. Unsere österreichische Mitgliedsorganisation heißt JÖH. Die sind ziemlich cool, und da kann man sich einbringen, sozial wie politisch. Und dann kann man sich auch direkt bei uns einbringen. Wir bieten etwa Seminare und Programme über das Jahr verteilt an, mit dem Ziel, Themen anzusprechen, die auf lokaler Ebene nicht angesprochen werden. Man folgt dem Gedanken des Youth Empowerment, und das brauchen die Gemeinden in Europa. Dieses konservative, männlich dominierte Leadership

Benny Fischer wurde in Hamburg geboren und wuchs in Berlin in einem sehr religiösen Haushalt auf. Er engagierte sich schon früh in jüdischen Jugendorganisationen und machte sein Abitur an einer jüdischen Oberschule.

Bei EUJS, so Benny Fischer, gehe es vor allem darum, die Gemeinden von innen heraus zu verändern. Eines Tages würden die Leute, die in so einer Studentenunion waren, eventuell auch im Präsidium einer Gemeinde landen – „wenn sie nicht zu frustriert sind“.

ist langweilig und spricht nicht in unserem Namen.“

Bei jüdischem Aktivismus ginge es nicht nur um jüdische Rechte, sondern um Menschenrechte, erklärt uns der 25-Jährige. „Unsere Arbeit ist nicht nur beschränkt auf Kampf gegen Antisemitismus. Wir möchten eine positive jüdische Identität fördern, die heterogen ist, multidimensional und kritisch.“ In diesem Sinne war es Benny stets wichtig, mit anderen Minderheiten zu sprechen und zu arbeiten: „Du musst aufhören, nur mit Juden zu sprechen und dich anderen Communitys öffnen. Weil ich nicht nur Jude bin, oder Berliner, oder Deutscher, sondern auch Europäer, und weil ich mich als solcher dazu verpflichtet fühle, über die Grenzen meiner eigenen Gemeinde hinauszublicken und auch für andere Gemeinden aufzustehen, wenn ich meine eigenen Rechte

einfordere. Das heißt, man arbeitet mit der Roma-Community, mit der armenischen Community zusammen, um dem ethnischen Nationalismus zu entgegen. Man sagt, Juden und Roma und Armenier seien auch Teil der europäischen Gemeinschaft. Nein! Sie haben die europäische Gemeinschaft mitgestaltet und mitaufgebaut. Und wenn du in der Schule über das Judentum sprichst, solltest du nicht nur über den Holocaust oder den Nahostkonflikt sprechen, sondern über Franz Kafka oder Woody Allen. Coalition-Building: Das ist ein Konzept, das sich seit Jahrzehnten bewährt. Warum hat Martin Luther King auf dem American Jewish Committee Global Forum 1970 gesprochen? Weil es schon damals für alle Beteiligten klar war, dass die Civil Rights Movements genauso im Interesse der jüdischen Gemeinde sein sollten.“

Ein Fischer will hoch hinaus

Die erste Kampagne, die unter Bennys Regentschaft geführt wurde, befasste sich mit der Flüchtlingskrise. EUJS hatte sich im September 2015 bereits dazu positioniert und jüdische Studierende in Europa aufgefordert, ihre Stimmen zu erheben und Unterschriften von Mitgliedern des EU-Parlamentes zu sammeln. „Die Kampagne folgte drei Grundgedanken: Erstens: Refugee rights are human rights. Human rights are Jewish rights. Zweitens: Man sollte auch auf das eigene Schicksal der jüdischen Community hinweisen. Wir wissen, was es heißt zu flüchten. Drittens sollte man es auch aus rein religiös jüdischer Perspektive machen. Du sollst einen Fremden nicht bedrücken, weil du die Gefühle des Fremden kennst, denn fremd warst du im Land Ägypten“, zitiert Fischer aus der Tora.

„Lies den Talmud! Wie ist der Talmud geschrieben? Im Diskurs.“



Natürlich sei er sich auch der Angst bewusst, die in den jüdischen Gemeinden stetig lauter wird. Sie sei ja auch nicht unberechtigt: „Wenn eine halbe Million Flüchtlinge aus Ländern kommen, die ein Bild vom Staat Israel und damit inhärent vom Judentum eingeimpft bekommen, wird sich das früher oder später zeigen – entweder durch eine steigende Form der antisemitischen Gewalt oder im politischen Klima. Es steht außer Frage, dass viele Leute dieses Gedankengut mitbringen. Die Frage ist, wie wir damit umgehen. Ein Großteil dieser Menschen ist schon hier. Das heißt, wir können uns jetzt hinsetzen und weiterhin mit dem Finger zeigen. Oder wir machen das Ganze nicht zur selbsterfüllenden Prophezeiung und arbeiten daran. Klar, in dem Moment, wo sich zeigt, dass die Situation für jüdische Gemeinden noch stärker mit Bedrohungszuständen im Zusammenhang steht, muss man sich dafür einsetzen, dass mehr Sicherheit gewährleistet wird. Ich glaube aber, wenn wir aufstehen, ein Flüchtlingslager besuchen und zeigen, dass wir auch an der Integration dieser Flüchtlinge arbeiten, dann ist das ein nachhaltigerer Schritt, als einfach in den Zäunen der Gemeinde zu bleiben.“ Das Ziel dieser Arbeit sei es, langfristig auf eine integrative europäische Gesellschaft hinzuarbeiten, die in der Lage sei, ohne diese Sicherheitsvorkehrungen auszukommen. „Ob das Wunschdenken ist – ja, wahrscheinlich. Aber das heißt ja nicht, dass wir deswegen nicht trotzdem dafür arbeiten sollten. Das ist eine Portion Idealismus, die man, so glaube ich, mitbringen sollte.“

Fishing for change

Bei EUJS, so Benny, gehe es vor allem darum, die Gemeinden von innen heraus zu verändern. Eines Tages würden die Leute, die in so einer Studentenunion waren, eventuell auch im Präsidium einer Gemeinde landen – „wenn sie nicht zu frustriert sind“.

„Wenn wir über die selbst fabrizierten Probleme der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland sprechen, dann ist das eine Frage der grundlegenden Identität. Worauf fußt jüdische Identität, gerade in der dritten Generation? Da habe ich das Gefühl, es geht um Antisemitismus Bekämpfung, um eine total dogmatische proisraelische Arbeit, und um eine teils echt verkorkste Holocausterziehung. Und wenn deine jüdische Identität auf diesen drei Faktoren fußt, dann ist sie komplett reaktiv. Daran ist nichts Positives, nichts Proaktives. Das ist ein Problem, das wir konsequent verstärken. Wenn nach einem Schabbat anstatt gesungen oder Geschichten erzählt nur über Antisemitismus gesprochen wird, dann hat dieser doch schon erreicht, was er wollte. Nämlich jüdische Identität von innen heraus zu zerstören. Die Gemeindemitglieder werden davon nicht mehr angesprochen. Und das zu Recht, weil es nervt.“

Wichtig sei vielmehr, die jüdische Vielfalt und Identität positiv zu bestärken. „Das Widersprechen, die Macheloikes, das liegt in der Natur der jüdischen Identität. Dass du mehrdimensional denkst und das auch förderst. Lies den Talmud! Wie ist der Talmud geschrieben? Im Diskurs. Warum hat Hillel am Ende den Streit gewonnen, den man nicht lösen konnte? Weil in der Schule von Hillel beide Ansichten unterrichtet wurden, in der Schule von Schammai eben nur eine. Du kannst nicht nur eine Wahrheit predigen, wenn es zehn logische Argumente gibt. Das ist für mich das Wunderbare an jüdischer Identität, dass sie so vielfältig ist.“

Auch Benny weiß, dass er mit seiner politischen Arbeit, die selbstverständlich von großer Bedeutung ist, trotz allem nur wenige Leute aus den europäischen Gemeinden erreicht. „Das ist ein Problem, das die meisten europäischen Organisationen haben, und es ist schade. Viele potenzielle Interessenten wissen schlicht noch nicht von

uns, andere haben kein Interesse.“

Auf die Frage, ob Konferenzen immer spannend seien, muss er lachen – konnten wir uns doch nur deshalb treffen, weil er die letzten zwei Stunden einer fruchtlosen Konferenz geschwänzt hat. „Der interessanteste Teil war schon vorüber. Ein ehemals hochrangiger österreichischer Diplomat sprach tatsächlich nur darüber, dass das Holocaustgedenken unzeitgemäß sei und aus dem Lehrplan gestrichen gehöre und wir endlich beginnen sollten, den Islam im Unterricht zu behandeln. Für mich als einzigen Vertreter einer jüdischen Organisation war das schon sehr schwierig. Denn solche Stimmen häufen sich.“

Mittlerweile sind wir im Kaffeehaus angekommen und unterhalten uns längst nicht mehr über Gott und die Welt. Der selbsternannte Jecke (im Jiddischen die spöttische Bezeichnung für deutsche Juden) erzählt uns Anekdoten über deutsch-jüdischen Humor und die alljährliche Jewrovision. Viel zu kleine Leute stünden da auf viel zu großen Bühnen, um mit professionellster Bühnentechnik und vielen schiefen Tönen über ihre jüdische Identität zu singen. „Poptrash auf höchster Ebene, die Jewrovision hat absoluten Kultfaktor. Ich stehe sehr auf das Überlappen von Popkultur und politischem Aktivismus.“

Zu guter Letzt erzählt Benny über seine nicht vorhandene Freizeit. Erst wirkt es so, als würde er sich darüber beklagen, kein Privatleben führen zu können, doch dann wird klar: Er wusste von Anfang an, worauf er sich da eingelassen hat. Und mit dem letzten Satz beschert uns der junge Fischer auch gleich den Titel dieser Geschichte: „Momentan bin ich vor allem Präsident. Ich bin jetzt schon fast ein Jahr dabei, und es war eine Achterbahnfahrt, die mein Leben verändert hat. Aber ich bin unerwartet stolz auf unsere Arbeit und bin sehr dankbar, in dieser Position zu sein. Das nächste Jahr kann kommen.“ *nu*

Auch Benny Fischer weiß, dass er mit seiner politischen Arbeit trotz allem nur wenige Leute aus den europäischen Gemeinden erreicht. „Das ist ein Problem, das die meisten europäischen Organisationen haben, und es ist schade.“

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



Verpackung & Versand

**Dana und Mag. Daniel Deutsch
wünschen ein gesundes und fröhliches
Neues Jahr!**

**Zerbrechliche, sperrige oder
empfindliche Sendungen?**
Überlassen Sie Verpackung und Versand
den Experten von MBE!

**Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen für jeden Versand
und Verpackung.**

www.mbe-co.at



Gonzagagasse 16
1010 Wien
Tel. 01 533 81 07-18
Boerse@mbe-co.at

Walfischgasse 6
1010 Wien
Tel. 01 512 88 55
Oper@mbe-co.at

Dresdnerstrasse 60
1200 Wien
Tel. 01 333 63 93-33
Dresdner@mbe-co.at

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
TMO3



**Kompetenzzentrum für Berufsorientierung
und berufliche Integration**

Einjähriger Berufsorientierungslehrgang
(9. Schuljahr)

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Techniker/in
- Orthopädietechniker/in

Begabungsförderung –
2. Lehrabschluss, Einzeltutorien

FIT für Finanz- u. Rechnungswesenassistenten

Tages- und Abendschulung für Ihre berufliche Praxis
(Sprachen, Buchhaltung u. Kostenrechnung, EDV)

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150



**Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ
wünschen Ihnen allen Shana tova u'mevorachat!**

BMW und der vergessene Jude

Der Autohersteller BMW feiert in diesem Jahr sein hundertjähriges Jubiläum. Das Unternehmen verdankt seine Existenz dem österreichischen Juden Camillo Castiglioni, der die Firma 1919 vor dem Untergang rettete und sie zu einem der bedeutendsten Automobil-Hersteller machte. In den Festschriften von BMW fehlt allerdings jede Spur von Castiglioni.

VON RENÉ WACHTEL

Camillo Castiglioni, im Jahre 1879 im damals zur Habsburgermonarchie gehörenden Triest geboren, war der Sohn des späteren Oberrabbiners von Italien, Vittorio Castiglioni. Während sein Bruder Arturo ein Medizinstudium absolvierte, interessierte sich Camillo für die Finanzbranche und absolvierte eine Lehre in einer der vielen Wechselstuben der Hafen- und Handelsstadt Triest. Dort erlernte er auch den Handel mit Wertpapieren und Devisen und den Umgang mit internationalen Kunden. Darüber hinaus begeisterte er sich für Autos und Flugzeuge. Mit knapp 20 Jahren wurde er von der Österreichisch-Amerikanischen Gummwerke AG (später Semperit) nach Konstantinopel entsandt. Zwei Jahren danach war er bereits deren Exportleiter in Wien und alsbald, mit knapp 28

Jahren, gar Generaldirektor. Wieder zwei Jahre später übernahm er die Aktienmehrheit bei Austro-Daimler, dem größten k.u.k. Automobil- und Flugzeughersteller. Technischer Direktor war zu dieser Zeit der geniale Ferdinand Porsche. Das kongeniale Duo machte Austro-Daimler zu einem der größten Automobilhersteller und dann während des Ersten Weltkrieges zum wichtigsten Waffen- und Flugzeugproduzenten der Monarchie.

Einer der reichsten Männer Mitteleuropas

Trotz der Niederlage der österreichischen Monarchie im Ersten Weltkrieg waren Camillo Castiglioni, Austro-Daimler und die vielen damit verbundenen Unternehmen nicht vom Untergang bedroht. Nach dem Ende der



Camillo Castiglioni am Steuer seines Wagens.

© BMW GROUP

Die Geschichte der Anfangsjahre von BMW ist untrennbar mit Camillo Castiglioni verbunden, der die noch heute bestehende Unternehmensstärke mit Motorenbau, Motorrad- und Autoentwicklung in den 1920er-Jahren begründete.

Monarchie konnten die in den Kronländern Geborenen die Staatsbürgerschaft ihres Geburtslandes annehmen; Castiglioni wurde italienischer Staatsbürger und konnte somit in den frühen 1920er-Jahren ohne Probleme reisen und seine Geschäfte abwickeln.

Es begann die Zeit der großen Finanzjongleure, und Camillo Castiglioni war einer der begnadetsten unter ihnen. Er kaufte in ganz Mitteleuropa Firmen zu Spottpreisen auf, wobei er immer nach demselben Muster agierte: Er leistete eine kleine Anzahlung und bekam später wegen der galoppierenden Inflation die Firmen fast geschenkt.

So auch bei BMW, damals noch die Bayerische Flugzeugwerke AG. Nach dem Krieg wollten die Aktionäre das Unternehmen liquidieren, aber Castiglioni, der als einziger an eine Zukunft für die Firma glaubte, übernahm sie im Jahr 1919 und rettete sie damit vor dem Untergang. 1920 verkaufte er seine Anteile an die Knorr-Bremse AG in München (heute ein weltweit führender Hersteller von Bremssystemen für Schienen- und Nutzfahrzeuge), revidierte seine Entscheidung jedoch und kaufte das Unternehmen im Jahr 1922 wieder zurück. Danach folgte die Neugründung als Bayerische Motorenwerke AG (BMW). Der Kaufvertrag mit Knorr-Bremse schloss neben allen Produktionsstätten in München und dem Maschinenpark auch sämtliche Patente und die Markenrechte mit ein, und bei der Finanzierung des 75-Millionen-Mark-Deals stellte Castiglioni seinen Geschäftssinn unter Beweis. Die Knorr-Bremse AG akzeptierte eine Anzahlung von 10 Millionen Mark, der Restbetrag sollte bis April 1923 überwiesen werden. Dazu ist in der jüngst erschienenen Biografie (*Der Haifisch: Aufstieg und Fall des Camillo Castiglioni* von Reinhard Schlüter) zu lesen: „Trotz der sich nun auch in Deutschland dramatisch beschleunigenden

Inflation scheint Camillo Castiglioni bei den Verhandlungen der Einzige zu sein, der die Geldentwertung ins Kalkül zieht! Tatsächlich wird der Restbetrag im Laufe des Jahres zu einer Marginalie zerbröseln!“

Camillo Castiglioni war zu diesem Zeitpunkt am Höhepunkt seiner Macht. Er galt als einer der reichsten Männer Mitteleuropas. Er besaß ein Palais in der Prinz-Eugen-Straße in Wien mit einer einmaligen Bilder- und Skulpturensammlung und eine Villa am Grundlsee (die heute noch zu bestaunende Villa Castiglioni). Er reiste unermüdlich durch ganz Europa, stets in den neuesten und aufregendsten Limousinen, die von Ferdinand Porsche für Austro-Daimler entwickelt wurden, oder aber im eigenen Salonwagen (dem ehemaligen Salonwagen von Kaiser Franz Joseph), wenn er mit der Bahn unterwegs war.

Camillo Castiglione, ein „Sicherheitsrisiko“

BMW richtete er vollkommen neu aus. Er machte seinen Freund Franz Josef Popp (einen ehemaligen Direktor von Austro-Daimler) zum Generaldirektor und setzte mit ihm gemeinsam die neue Strategie um. Im Jahr 1923 entwickelten die Techniker Max Friz und Martin Stolle das erste BMW-Motorrad, die BMW R32 in der noch heutigen gültigen Bauweise: Zweizylinder-Boxermotor mit quer zur Fahrtrichtung angeordneten Zylindern, direkt am Motor angeblocktes Schaltgetriebe und Kraftübertragung über eine Welle anstelle einer Kette oder eines Riemens. Diese zentralen Merkmale sind bis heute für BMW-Motorräder mit Boxermotor charakteristisch.

Gleichzeitig konnte Castiglioni gemeinsam mit Franz Josef Popp für BMW einen Lizenzvertrag mit Pratt & Whitney in den USA zum Erwerb von Sternflugzeugmotoren abschließen. Mit diesem Lizenzvertrag schlug die

Geburtsstunde der bis heute erfolgreichen Motorenproduktion von BMW. Nach wie vor baut die Marke BMW auf dieser Technologie auf. Auch der Einstieg in die Automobilproduktion wurde mit dem Kauf der Eisenacher Automobilwerke von ihm gestartet.

1924 begann der Stern von Camillo Castiglioni zu verglühen. Um seine Geschäfte aufrechtzuerhalten, musste er aus seinen vielen Unternehmen massenhaft Geld herausziehen, was auch bei BMW immer wieder zu Zahlungsschwierigkeiten führte. 1924 verspekulierte er sich total. Er setzte in diesem Jahr auf den Verfall der französischen Währung. Zuerst gelang es ihm mit geschickten Leerverkäufen, den Wert des Franc innerhalb eines Monats um 40 Prozent zu drücken. Doch er hatte nicht mit J. P. Morgan gerechnet: Das amerikanische Finanzunternehmen ging gemeinsam mit der Banque de France zum Gegenangriff über und kaufte massiv Francs auf, wodurch der Wert der Währung wieder stieg. Castiglioni verlor fast sein gesamtes Vermögen.

Auch bei BMW ging es nun für ihn persönlich bergab. Obwohl das Unternehmen durch seine Neuausrichtung binnen vier Jahren zu einem prosperierenden Exporteur und als Flugzeugmotor-Marktführer zu einem Schlüsselunternehmen der deutschen Luftfahrtindustrie geworden war, brauchte Castiglione Geld von den Banken. Er war daher gezwungen, Anteile von BMW an ein Bankenkonsortium unter Führung der Deutschen Bank abzugeben – und das wurde ihm zum Verhängnis. Denn ab dem Jahr 1925 formulierte der größte Auftraggeber von BMW, die deutsche Militärluftfahrt, Bedenken gegen Camillo Castiglioni. Schon vor Hitlers Machtergreifung wurde die Aufrüstung der deutschen Militärluftfahrt betrieben, und da hielt das Reichswehr- und Reichsverkehrsministerium den „ausländischen Juden“ Camillo Castiglione mit einem

Mal für ein „Sicherheitsrisiko“. Gemeinsam mit dem Bankenkonsortium schmiedeten die deutschen Militärs einen Plan, Castiglioni aus dem Unternehmen zu drängen. Die Ministerien vergaben Aufträge für Flugzeugmotoren über eine Tarngesellschaft an BMW zu nicht marktüblichen Preisen (teilweise wurden Rabatte von 50 Prozent gefordert). Durch die niedrigen Erlöse und die damit einhergehenden Verluste sollte Castiglioni gezwungen werden, sein verbliebenes Aktienpaket an ein Bankenkonsortium zu übertragen. Mit diesem wurde vereinbart, dass das Ministerium nach dem Ausscheiden von Castiglioni finanzielle Hilfe für BMW leisten würde, um die früheren Verluste auszugleichen.

Castiglioni versuchte noch, durch Kooperationsideen mit Daimler und Aktientausch einen Teil seines Einflusses bei BMW zu behalten, aber im Mai 1926 forderte ihn das Reichsverkehrsministerium „ultimativ“ auf, seinen Aktienanteil abzugeben und das Unternehmen zu verlassen. Sonst würden alle Aufträge des Ministeriums gestoppt werden. So musste er seinen 60-prozentigen Anteil an der Börse abstoßen.

Das ist die Geschichte der Anfangsjahre von BMW. Sie ist untrennbar verbunden mit Camillo Castiglioni, dem Juden aus Triest, der die noch heute bestehende Unternehmensstärke mit Motorenbau, Motorrad- und Autoentwicklung in den 1920er-Jahren begründete. Das wird in allen Festschriften zur Jahrhundertfeier von BMW einfach weggelassen.

Nach einer diesbezüglichen Anfrage bei BMW wurde **nu** mitgeteilt, dass dem Unternehmen zwar die Bedeutung der Person Camillo Castiglioni für die Historie von BMW bewusst sei, aber der Fokus des 100-Jahr-Jubiläums auf der Zukunft liege. Camillo Castiglioni würde jedoch im BMW-Museum bei der Sonderausstellung „100 Meisterstücke“ erwähnt, und zwar sowohl im Ausstellungstext als auch im zugehörigen Aus-



© BMW GROUP

Camillo Castiglioni, ein begnadeter Finanzjongleur

stellungskatalog (erscheint im September 2016).

Der Mäzen

Camillo Castiglioni war zu Beginn der 1920er-Jahre auch ein bedeutender Kunstmäzen. Vor allem die Bekanntschaft mit Max Reinhardt war ihm sehr viel wert. Castiglioni war einer der ersten Sponsoren der Salzburger Festspiele, die 1920 mit der Erstaufführung von *Jedermann* am Domplatz begannen. Aber vor allem kaufte er speziell für Max Reinhardt das Theater in der Josefstadt und ließ es nach dessen Wünschen umbauen. Noch heute ist die damals gewählte Theaterarchitektur zu bewundern.

Für Camillo Castiglioni begannen in den späten 1920er- und 1930er-Jah-

ren schwierige Zeiten. Er verlor durch seine Spekulationen viele der unter seinem Einfluss stehenden Unternehmen, hatte laufend Gerichtsverfahren am Hals und büßte so sukzessive sein Vermögen ein. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs floh er in die Schweiz, wurde aber 1943 nach Italien ausgewiesen. Die letzten zwei Jahre des Krieges versteckte er sich, als Mönch getarnt, in San Marino. Gleich nach dem Krieg versuchte er wieder große Geschäfte zu machen, so verhalf er 1948 dem jungen Tito in Jugoslawien zu einem 40-Millionen-Dollar-Darlehen der staatlichen Export-Import Bank of the United States.

Am 18. Dezember 1957 starb Camillo Castiglioni im Alter von 78 Jahren in Rom.

nu

Camillo Castiglioni war zu Beginn der 1920er-Jahre auch ein bedeutender Kunstmäzen. Er war einer der ersten Sponsoren der Salzburger Festspiele, die 1920 mit der Erstaufführung von „Jedermann“ am Domplatz begannen.

Die Presse EDITION

Edle Herbstfrüchte



Entdecken Sie handgemachte Lieblingsstücke, besondere Weine zu Ab-Hof-Preisen, außergewöhnliche Delikatessen und erlesene Geschenkk Ideen unter

SHOP.DIEPRESSE.COM

Ist der Ruf einmal ruiniert ...

Der erste Beitrag zu einem selbstbestimmten Leben von Frauen kam noch vor Erfindung der „Pille“ vom österreichischen Gynäkologen Hermann Knaus. Seine Entdeckung der fruchtbaren Tage im Monatszyklus war bahnbrechend. Knaus war während der Nazi-Diktatur ein opportunistischer Mitläufer. Er war jedoch kein Verbrecher. Dennoch wird das in einer (einzigen) Arbeit aus Berlin behauptet. Susanne Krejsa MacManus, die seit langem über Hermann Knaus wissenschaftlich arbeitet, zeigt anhand dieses Beispiels, wie schnell ein Ruf ruiniert werden kann und wie schwierig die Korrektur ist.

Was ist eigentlich ein Nazi-Arzt? Der Wiener Medizinhistoriker Michael Hubenstorf nimmt in sein geplantes *Lexikon der Nazi-Ärzte* jeden Arzt auf, der (zumindest) NSDAP-Mitglied war. 34,6 Prozent aller österreichischen Ärzte waren das, 60,4 Prozent waren Mitglied

in einer NS-Parteiorganisation. Die Vergleichszahlen für das Deutsche Reich liegen bei 44,8 und 69,2 Prozent. Im Gegensatz zu Hubenstorf assoziieren andere mit dem Terminus „Nazi-Arzt“ nur solche Ärzte, die in NS-Verbrechen verstrickt waren. Sie machen einen Unterschied zwischen Mitläufern und Mördern.

Wie schnell allerdings viele Jahre nach der NS-Herrschaft eine ethisch bedenkliche Beteiligung oder sogar verbrecherische Verstrickung behauptet – und praktisch nicht mehr aus der Welt geschafft – werden kann, zeigt sich am Beispiel des österreichischen Gynäkologen Hermann Knaus (1892–1970).

„Erst mit dem Nationalsozialismus ergab sich für viele Ärzte, wie die Gynäkologen Hermann Knaus und Boris Belonoschkin und den Chirurgen Hans Stiassny, die Möglichkeit zu systematischen Experimenten mit menschlichem Sperma, vor allem auch an den Körpern zwangssterilisierter Männer und den Leichen Hingerichteter (51).“ Dies behaupteten A. F. Heinitz und R. Roscher in ihrem Beitrag *The Making of German Sperm. Überlegungen zum Zusammenhang von Spermakonservierung, Männlichkeiten und Nationalsozialismus* im Themenheft *Samenbanken – Samenspender* der Ethnologie-Schriftenreihe *Berliner Blätter* im Jahr 2005.

Chef der Frauenklinik

Das Hermann-Knaus-Dokumentationszentrum im Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch in Wien sammelt und sichtet seit 2003 Knaus' Werk, seine Publikationen, jedes

irgendwo verfügbare Dokument, Korrespondenz, Fotos etc. und führt Interviews mit Weggenossen, ehemaligen Mitarbeitern und Kindern von Patientinnen. Aus all dem wird im Herbst/Winter 2016 die erste umfassende Biografie über Knaus erscheinen.

Knaus wurde vor allem berühmt als Entdecker der fruchtbaren Tage im Monatszyklus der Frau im Jahr 1929 (gleichzeitig mit dem japanischen Arzt Kyusaku Ogino). Damit brachte er das „Märchen“ von der immerwährenden Fruchtbarkeit der Frau zu Fall und eröffnete erstmal eine Möglichkeit zur geplanten Schwangerschaft und zur selbst bestimmten Kinderzahl. Sein erstes großes Buch, *Die periodische Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Weibes* (1934), wurde bereits zwei Wochen nach Erscheinen in Deutschland verboten, nach dem „Anschluss“ auch in Österreich, laut Knaus „in der übertriebenen Sorge, daß durch eine allgemeine Verbreitung meiner Lehre und deren negative Ausnützung zum Zwecke einer Empfängnisverhütung der Bestand des deutschen Volkes gefährdet werden könne.“ – „Es ereignete sich also der paradoxe Konflikt, daß die führenden deutschen Gynäkologen meiner Lehre die Anerkennung als Mittel zur natürlichen Geburtenregelung versagten, die Reichsregierung hingegen ihr diese volle Anerkennung zollte und daher sofort im Sinne einer energischen Abwehr handelte.“

Knaus war von 1934 bis 1945 Chef der Frauenklinik an der Deutschen Karls-Universität in Prag, wurde 1936 für den Nobelpreis vorgeschlagen, trat aus Opportunitätsgründen 1939 der NSDAP

Hermann Knaus war beileibe kein Held, aber er war auch kein aktiver Verbrecher. Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse haben viel zur sexuellen Befreiung von Frauen und Paaren beigetragen. Diesen guten Ruf sollte man ihm lassen.

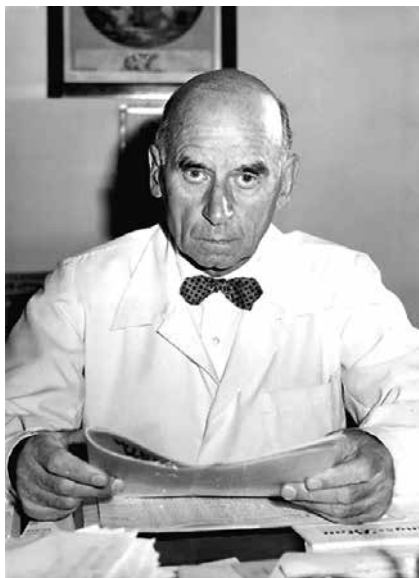
bei. Zu seinen Patientinnen in Prag zählten Frauen von Nazi-Größen (z.B. Karla Frank, Lisa Heydrich) genauso wie monarchistischer Adel (Schwarzenberg, Czernin etc.) und Frauen „aus dem Volk“, Tschechoslowakinnen wie Deutsche, und einige der wenigen noch im Land befindlichen Jüdinnen.

1941/1942 wurde gegen ihn ein NS-DAP-Parteigerichtsverfahren geführt, weil er ein vernichtendes Gutachten gegen den Chirurgen Kurt Strauss (1901–1944) verfasst hatte. Dieser war NSDAP-Mitglied seit 1931 sowie SS-Sturmbannführer, ein unfähiger und sich selbst überschätzender Operateur. Knaus erhielt einen Verweis, denn durch seine Stellungnahme sei „ein im öffentlichen Leben an führender Stelle stehender Parteigenosse, der für Partei und Staat erhebliche Verdienste aufzuweisen hat, in seiner Ehre angegriffen worden ...“ In Wahrheit wollte man Knaus loswerden, weil er als politisch unzuverlässig galt.

1943 begann ein weiteres Parteigerichtsverfahren gegen Knaus. Diesmal ging es um sein Buch *Die periodische Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Weibes* von 1934. Nicht nur sei Knaus damit ein Vorkämpfer der Geburtenbeschränkung, er habe das Werk noch dazu auch in einer englischen Übersetzung veröffentlicht und sogar Francis Hugh Adam Marshall, Dekan des Christ College in Cambridge, erlaubt, in seinem Vorwort die nationalsozialistische Geburtenpolitik zu kritisieren. Das Verfahren wurde schließlich eingestellt, denn das Reichspropagandaministerium hatte sein Buch im Jahre 1939 freigegeben.

„Schließlich war er ja NSDAP-Mitglied“

Nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ und Knaus' Rückkehr nach Österreich hoffte der Wissenschaftler auf eine Berufung an eine Universitätsklinik. Das erwies sich als unmöglich, sowohl wegen seiner po-



Knaus wurde berühmt als Entdecker der fruchtbaren Tage im Monatszyklus der Frau.

larisierenden Persönlichkeit, als auch wegen fehlender Nähe zum christdemokratischen Kartellverband (CV). Von 1950 bis 1960 war er Chef der Frauenabteilung am Krankenhaus Wien-Lainz.

Zwölf seiner insgesamt rund 150 Veröffentlichungen befassen sich mit Spermien; nur zwei davon entstanden während der NS-Zeit (1938, 1940). Seine Spermiastudien führte er an Kaninchen durch. Nichts deutet auf Studien an zwangssterilisierten Männern oder den Leichen Hingerichteter hin, nirgends sonst ist eine solche Behauptung aufgestellt worden. Auch Rückfragen bei Autoren, die sich mit Knaus beschäftigt haben (z.B. M. Hubenstorf, Wien; P. Svobodny, Prag; M. Schlünder, Toronto) ergaben keinen Verdacht.

Da das oben angeführte Zitat einen Quellenhinweis (51) enthält, habe ich die entsprechende Arbeit auf eine Erwähnung von Knaus untersucht: Fehlanzeige. Daraufhin kontaktierte ich die Autorin der angeführten Quelle, Dr. Florence Vienne von der TU Braunschweig. „Von mir stammt diese Angabe nicht“, war ihre Antwort.

Sodann bat ich die Herausgeberin des Themenheftes *Samenbanken – Samenspenden*, Prof. Michi Knecht von der Uni Bremen, um Aufklärung, wie es zur Behauptung über Knaus gekommen war. Mehrere Urgenzen waren nötig, um eine Antwort zu erhalten. Laut ihren Angaben waren die Autorinnen Heinitz und Roscher zwei Studierende, zu denen sie aber leider keinen Kontakt mehr herstellen könne. Eine Aufklärung ihrer Behauptung über Knaus ist daher nicht möglich. Ebenso wenig kann eine Richtigstellung erfolgen, denn bei den *Berliner Blättern* handelt es sich nicht um eine Zeitschrift, sondern um eine Reihe von Einzelbänden. Das Themenspektrum reicht von Sport bis Stadtforschung, von Psychiatrie bis Migration.

Was nun? Eine leichtfertig in die Welt gesetzte falsche Behauptung kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden. Verstrickungen in NS-Geschehen werden deswegen geglaubt, weil es so viele negative Beispiele, so viele echte Verbrechen gibt. Und sie können wegen begrenzter Ressourcen im wissenschaftlichen Bereich dann auch nicht weiter hinterfragt werden. Die These lautet: „Es wird schon etwas dran sein, schließlich war er ja NSDAP-Mitglied.“

Wer keinen Unterschied darin sieht, ob jemand als Mitglied der Nazi-Partei ein Mitläufer war oder ob er schreckliche Experimente durchführte, mag sich damit zufriedengeben. Für andere aber, die zwischen Tätern und Mitläufern differenzieren wollen, ergibt sich die Erkenntnis, dass mitunter die korrekte wissenschaftliche Aufarbeitung in den Hintergrund tritt, wenn das Vorurteil mehr zählt als die Seriosität der Arbeit. Hermann Knaus war beileibe kein Held, aber er war auch kein aktiver Verbrecher. Seine wissenschaftlichen Erkenntnisse haben viel zur sexuellen Befreiung von Frauen und Paaren beigetragen. Diesen guten Ruf sollte man ihm lassen.

nu



Let us tell you about Vienna

Sightseeing
Stadtrundfahrten
Ваш русский гид в Австрии

Abfahrt / departure:
Albertinaplatz 2
www.redbuscitytours.at

**Wir wünschen Ihnen
ein frohes neues Jahr!**

Ambulatorium Helia Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
alles Gute für das Neue Jahr

שנה טובה



Gertner Immobilien GmbH

PALAIS SCHÖNBURG

DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS

<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr

כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

שנה טובה

Wir wünschen allen
Verwandten und Freunden ein
glückliches, gesundes und
erfolgreiches Neues Jahr

**Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie**

ROMIT CONSULTING GmbH

Graben 19, 1010 Wien

wünscht allen Freunden
und Verwandten

שנה טובה

Roby, Vinnie, Nadja,
Alma und Leon
HERSCOVICI

Die Familien

**Dr. Walter und
Prof. Dr. Mostbeck**

wünschen allen Freunden
und Verwandten ein
glückliches Neues Jahr

Dr. Timothy Smolka

und

Dr. Franziska Smolka

und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und
Bekannten schöne Feiertage
und Schana Tova ve metuka

Dr. Gabriel Lansky und Familie

wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

RA Dr. Thomas Fried

§ kein Partner

1010 Wien, Gonzagagasse 11

Tel. 01/ 533 04 33

wünscht allen Freunden,
Bekannten und Klienten
ein glückliches Neues Jahr

כתיבה וחתימה טובה

**Familie Ludwig Lanczmann
Firma E.T.C.**

wünscht allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
glückliches Neues Jahr

Sonja und Ivan Roth

wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und
Bekannten ein gutes Neues Jahr
www.jewish-welcome.at

שנה טובה

שנה טובה

**Oberrabbiner
Chaim und Annette
Eisenberg**

wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein glückliches Neues Jahr



בס"ד

„Die Armen seines Hauses kommen vor den
Armen seiner Stadt und die Armen seiner Stadt kommen
vor den Armen einer anderen Stadt“
Deut., 15,11

Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszti,
Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Elisabeth Wessely,
Mag. Daniela Haraszti sowie Lena Roth

**wünschen ein glückliches Neues Jahr 5777
שנה טובה ומבורכת**

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher
geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den
kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seifensteingasse 4 · Telefon: 0699 125 99 330 · ZVR-Zahl: 175663603 · E-Mail: ohel-rachel@ohel.at; info@ohel-rachel.at · Home: www.ohel-rachel.at

Karlheinz HORA

Bezirksvorsteher des 2. Bezirks

1020 Wien, Karmelitergasse 9

post@bv02.wien.gv.at

Telefon: +43 1 4000-02111

wünscht alles Gute
zu den bevorstehenden Feiertagen

Sprechstunden:

- nach telefonischer Vereinbarung am
3. Donnerstag im Monat, ab 15 Uhr
in 1020 Wien, Karmelitergasse 9 und
- jed. 1. Mittwoch im Monat, 17-18 Uhr
in 1020 Wien, Praterstern 1

שנה טובה ומתוקה

Ein gesundes und glückliches neues Jahr
wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

www.tuschel.at

**Prof. (FH) Mag.
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

**Travel-Culture-People
Judith Weinmann-Stern**
Reiseleitung

**Simone ♥ Dennis,
Nadine und Dominic**

wünschen ein gesundes und
friedliches Neues Jahr.

Shana Tova 5777!

<http://judithstern.wordpress.com>

Wien Tel Aviv

Schana Tova
wünschen

Marika und Paul Lichter

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



Die NU-Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern ein gesundes,
friedliches und glückliches Neues Jahr!
Schana Tova U'metuka

Sein oder Nichtsein?

VON DANIELLE SPERA

Der Präsidentschaftswahlkampf in den USA sorgt für Diskussionen innerhalb der jüdischen Gemeinden. Diskutiert wird nicht so sehr über die Kandidaten, sondern vor allem über die Tochter von Donald Trump, Ivanka, die 2009 vor ihrer Hochzeit mit Jared Kushner zum Judentum übergetreten ist. Seitdem führt sie mit ihrem Mann und ihren drei Kindern ein orthodoxes jüdisches Leben. Sie halten den Schabbat ein und essen koscher. Das wäre alles kein Thema, wenn nicht im Sommer das höchste israelische Rabbinatsgericht die Autorität jenes Rabbiners, der den Gijur (die Konversion) von Ivanka Trump überwacht hatte, in Zweifel gezogen hätte.

Der 84-jährige New Yorker Rabbiner Haskel Lookstein zählt zu den prominenten rabbinischen Autoritäten in den USA. Der modern-orthodoxe (wie es in den USA genannt wird) Rabbiner, führt seit Jahrzehnten Übertritte zum Judentum durch. Nun allerdings wollte eine junge Frau, die bei Lookstein ihre Konversion zum Judentum vollzogen hat, in Petach Tikwa einen israelischen Staatsbürger heiraten. Während das Oberrabbinat von Israel nichts gegen den Übertritt vorbrachte, stellte sich das Oberste Rabbinatsgericht dagegen. Diese Ablehnung ist insofern schwerwiegend, als es in Israel keine Zivilehe gibt und das Paar somit nicht getraut werden konnte. Der jungen Frau wurde vorgeschrieben, in Israel erneut einen Konversionsprozess zu durchlaufen.

Ein heißes Thema

Die Kontroverse um Übertritte zum Judentum ist allerdings kein neues Phänomen. Schon vor 2000 Jahren gab es zwischen Rabbinern keine einheitliche Meinung zum Thema, außer dass das Judentum keine missionarische Religion ist und die Abstammung durch eine jüdische Mutter weitergegeben wird. So entschied oft der lokale Rabbiner nach individueller Interpretation.



© MARK REINSTEIN/ZUMA/PICTUREDESK.COM

Ivanka Trump - ist sie nun Jüdin oder nicht?

Über viele Jahrhunderte hinweg stellte sich die Frage nach einer Anerkennung des Übertritts durch eine höhere Autorität nicht. Heute hat sich die Situation verändert.

Seit der Gründung des Staates Israel kommt den Rabbinatsgerichten in Israel große Bedeutung zu. Denn wenn diese einen Übertritt zum Judentum nicht anerkennen, findet auch das israelische Einwanderungsgesetz keine Anwendung. Es sieht vor, dass Juden aus aller Welt die israelische Staatsbürgerschaft verliehen werden kann.

Übertritte sind daher ein heißes und umstrittenes Thema geworden. Durch die zunehmende Strenge der

Autoritäten in Israel vergrößert sich die Kluft zwischen der Orthodoxie und den Nichtreligiösen im Land, aber auch zwischen Israel und vielen Juden in der Diaspora.

Zu dieser Frage wollten wir auch in Österreich Meinungen einholen und präsentieren Ihnen hier Stellungnahmen von den Rabbinern Arie Folger und Schlomo Hofmeister sowie dem Präsidenten der liberalen Wiener Gemeinde Or Chadash, Theodor Much. Als Fazit darf ich den früheren österreichischen Bundeskanzler Fred Sinowatz zitieren, der bei seiner Regierungserklärung 1983 sagte: „Das klingt alles sehr kompliziert.“

nu

„Hohe spirituelle Verantwortung und viele Verpflichtungen“

VON SCHLOMO HOFMEISTER UND ARIE FOLGER

Im traditionellen Judentum ermöglicht das jüdische Recht (Halacha), dass Menschen, die nicht jüdisch geboren wurden, vor einem Beit Din (Rabbinatsgericht) zum Judentum konvertieren können, indem sie in Anwesenheit von drei Dayanim (Rabbinatsrichtern) in einer Mikwe (jüdisches Ritualbad) untertauchen – vorausgesetzt, sie sind philosophisch und intellektuell bereit und erfüllen auch die praktischen Voraussetzungen, ein religiöses jüdisches Leben zu führen. Wie tiefgehend die Hingabe und wie detailliert die praktische Umsetzung eines „religiösen Lebens“ der ÜbertrittskandidatInnen im Moment des Übertritts sein muss – dazu gibt es, abhängig von strengeren und weniger strengen Lehrmeinungen, eine gewisse Bandbreite der Auffassungen.

In jedem Fall setzt ein Übertritt zum Judentum, genannt Gijur, jedoch zumindest die Einhaltung der Grundsäulen der Tora, also die Speisevorschriften (Kaschrut), die Schabbatvorschriften sowie die ehelichen Reinheitsgesetze (Nidda) voraus; für Männer kommen noch die Beschneidung (Brit Mila) sowie die täglichen Gebete hinzu. Wenn es bereits jüdische EhepartnerInnen gibt, so müssen auch sie alle genannten Voraussetzungen erfüllen, um den Übertritt ihrer nicht-jüdischen PartnerInnen zu ermöglichen.

Ehrliche Absicht

Bevor der Beit Din jemanden zu einem Übertrittsprozess akzeptieren kann, müssen die Dayanim überzeugt sein, dass die ehrliche Absicht besteht,

tatsächlich jüdisch zu leben, und die Person sich der hohen spirituellen Verantwortung und der vielen Verpflichtungen bewusst ist, die sie mit einem Gijur freiwillig auf sich nimmt, die ab dem Übertritt jedoch endgültig und unwiderruflich mit allen Konsequenzen bestehen.

Für die Dauer des Übertrittsprozesses gibt es keinen festgeschriebenen Zeitrahmen. Er kann ein paar Monate dauern oder mehrere Jahre; die Geschwindigkeit haben die KandidatInnen selbst in der Hand, entsprechend ihrer persönlichen Lebensführung.

Ein Gijur betrifft in der Praxis nicht nur Menschen, die keine jüdischen Vorfahren haben, sondern genauso all jene, die zwar einen jüdischen Vater, jedoch eine nichtjüdische Mutter haben, da der jüdische Status eines Kindes ausschließlich von der Mutter abhängt. Einen ordnungsgemäßen Gijur mit allen Voraussetzungen und Auflagen müssen heutzutage auch all jene auf sich nehmen, die zwar wissen, dass alle ihre Großeltern jüdisch waren, aber dies lediglich durch staatliche Dokumente, nicht aber durch halachisch gültige Schriftstücke oder koschere Zeugen zweifelsfrei beweisen können, sei es wegen der Assimilation der Familie oder aufgrund der Vernichtung der relevanten Dokumente in der Nazizeit.

Da die Gültigkeit eines Gijur nicht nur die Person selbst betrifft, sondern auch ihre Nachkommen, legen die internationalen Rabbinervereinigungen und nationalen Rabbinatsgerichte großen Wert darauf, dass Übertritte nur von qualifizierten und vor allem unabhängi-

gen Dayanim durchgeführt werden, die weder sozialem Druck ausgesetzt sind noch finanzielle Interessen haben, um sicherzustellen, dass alle halachischen Vorgaben eingehalten werden. *nu*



Arie Folger hat im Sommer 2016 die Nachfolge von Paul Chaim Eisenberg angetreten. Als Oberrabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde Wien ist er für das Familienrecht in der IKG-Wien und die Betreuung ihrer Mitglieder zuständig; er ist der Rabbiner des Wiener Stadttempels und zuständig für die rabbinische Leitung von IKG-Institutionen, wie die Zwi-Perez-Chajes-Schule, das Maimonides-Zentrum und die Wiener jüdischen Friedhöfe.



Schlomo Hofmeister ist seit 2008 als Wiener Gemeinderabbiner tätig. Neben der rabbinischen Beratung und Betreuung der IKG-Mitglieder ist er für die religiösen Angelegenheiten der Israelitischen Religionsgesellschaft in Österreich (IRG) und die rabbinische Repräsentation der jüdischen Gemeinde nach außen zuständig, wozu auch der interreligiöse Dialog sowie die Kontakte zu staatlichen Behörden und politischen Institutionen gehören.

„Das Judentum ist kein exklusiver Klub“

VON THEODOR MUCH

Nach alter Tradition ist Jude, wer jüdische Eltern oder zumindest eine jüdische Mutter hat – oder nach bestimmten Kriterien zum Judentum übergetreten ist. Diese Definition gilt auch für alle jüdisch-progressiven Gemeinden in Europa und die meisten liberalen Gemeinden weltweit.

Das Judentum ist absolut kein exklusiver, in sich geschlossener „Klub“. Proselyten wurden zu allen Zeiten – manchmal mit mehr, öfter mit weniger Schwierigkeiten, doch grundsätzlich immer – im Judentum aufgenommen. In biblischen Zeiten war die Konversion mit einer einfachen Absichtserklärung verbunden (siehe: Buch Ruth), und in talmudischen Zeiten waren zuerst Minimalforderungen zu erfüllen. Erst später entwickelte sich eine genau einzuhaltende Prozedur. Menschen, die einmal im Judentum aufgenommen worden sind, werden als völlig gleichwertig mit „Juden durch Geburt“ angesehen, und jede Beleidigung oder Herabsetzung von Konvertiten gilt als schwere Sünde.

In den vergangenen Jahrzehnten wurde die orthodoxe Konversion immer schwieriger und Konversionswillige werden dort oftmals alles andere als willkommen geheißen. Doch diese Verhärtung im Umgang mit Menschen, die zum Judentum übertreten wollen, steht im Gegensatz zu klaren Aussagen von großen orthodoxen Rabbiner – wie Ben Zion Ouziel, Yitzchak Herzog oder David Hoffmann –, die auch dann Konversionen nicht ablehnten, wenn klar war, dass ein Heiratswunsch ein Hauptmotiv zum Übertritt war oder man davon ausgehen konnte, dass die Konvertiten nicht alle Mizwot einhalten würden. So schrieb Rabbiner Ouziel: „... denn es ist besser zu konvertieren, als die Familie

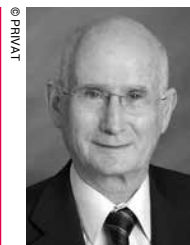
– besonders die Kinder – der Vernichtung preiszugeben.“ (Piskei Ouziel 63a).

Freundliche Prozedur bei Konversionen

Bei Or Chadasch, der jüdisch-progressiven Gemeinde Wien, finden alljährlich mehrere Konversionen statt, wobei die Prozedur die gleiche ist wie bei der Orthodoxie, nur eben weit freundlicher. Vor der Zulassung zum Konversionskurs werden Kandidaten zunächst auf ihre Ernsthaftigkeit, Motivation und Grundkenntnisse des Judentums geprüft, dabei werden sie auch über all die zukünftigen Verpflichtungen, aber auch möglichen persönlichen Konsequenzen eines Gijur aufgeklärt. Im Rahmen des Konversionskurses müssen die Kandidaten rund ein bis zwei Jahre ernsthaft lernen und sich – als (noch) Nicht-Mitglieder – in das Gemeindeleben einbringen.

Für eine gültige Konversion bestehen folgende Grundvoraussetzungen: Beschneidung, Eintauchen in das rituelle Bad (Mikwe) und die Ablegung einer Prüfung vor einem rabbinischen Beit Din (ein Gremium aus mindestens drei Rabbinern). Im Gegensatz zur vielfachen Praxis der heutigen Orthodoxie werden Konversionswillige in konservativen und progressiven Gemeinden von Anfang an – im Geiste der Schule Hillel und den Aussagen der oben genannten orthodoxen Rabbiner – freundlich und fair behandelt und nicht als eine unerwünschte Gefährdung des Judentums gesehen. Das ist auch einer der Gründe, weswegen weltweit die meisten Gijurim nichtorthodoxe Übertritte sind. Es ist auch empörend, traurig und kontraproduktiv, wenn ernsthafte konservative oder liberale Übertritte von der Orthodoxie nicht anerkannt

werden und Kinder aus solchen Familien in Wien nicht die jüdische Schule besuchen dürfen. nu



© PRIVAT

Theodor Much ist Leiter der Hautambulanz im Hanusch-Krankenhaus Wien und hat eine Ordination in Baden. Seit der Gründung der jüdisch-liberalen Gemeinde Or Chadasch ist er deren Präsident.

Buchautor, u. a.: *Zwischen Mythos und Realität: Judentum wie es wirklich ist; Bruderzwist im Hause Israel; Wer killte Rabbi Jesus? Religiöse Wurzeln der Judenfeindschaft; Noah und Co; Willkommen im Jenseits; Der grosse Bluff: Irrwege und Lügen der Alternativmedizin.*

Moran Haynal – der Sofer

Wenn Moran Haynal erzählt, wie er Schritt für Schritt zu einem Sofer, einem Schreiber von heiligen Texten, geworden ist, dann hat man Bilder vor Augen, die man schwer unterbringt in der heutigen Welt, und was sollte man da anderes sein als schlichtweg fasziniert.

VON KATRIN DIEHL

Seit der Zeit des ersten Tempels ist „Sofer“ die hebräische Bezeichnung für einen Schreiber. Der Sofer schreibt von Hand Torarollen, Mesusot, Tefillin, Ketubbot ... Er ist hoch angesehen in der orthodoxen Welt. Beim Schreiben unterliegt er strengen Regeln, die den Prozess immun machen gegenüber dem, was wir Fortschritt nennen. Vielmehr hat das alles einfach nichts zu tun mit dem Lauf der Zeit. Oder doch?

Moran Haynal trägt eine Latzhose über einem coolen T-Shirt. Wenn nichts dagegenspricht, raucht er. Von seinem Hinterkopf hängt ein ewig langer, dünner, geflochtener Zopf, der so

etwas ist wie sein Markenzeichen. Darüber klammert sich ans graue Haupthaar eine kleine Kippa. Mit seiner Frau Judit lebt Moran Haynal in einer Ecke Münchens, der das verstaubte Wort „Satellitenstadt“ gut steht. Die Wände der Wohnung im x-ten Stock bedecken seine Großgemälde, deren Farben und Motive einen anspringen. Der Geruch von Ölfarbe hängt in der Luft. Denn Moran Haynal ist auch Maler, ist auch Grafiker, ist auch Designer, ist auch jüdischer Kalligraf, und er weiß sich in einer religiösen Welt Freiräume zu schaffen, wo sie keiner vermutet hätte. Damit verblüfft und verunsichert er.



Moran Haynal schreibt eine Ketubba

© JUDIT HAYNAL

Geboren wurde Moran Haynal 1949 in Budapest als Diplomatensohn, das Haus der Eltern stand in unmittelbarer Nähe des Geburtshauses von Theodor Herzl, dem Gründer der zionistischen Bewegung. Die „Große Synagoge“, die tatsächlich die größte und nach Meinung mancher auch die schönste Europas ist, steht über allem und ist nicht weit. Als Kind lebte Moran Haynal „zufällig“ in Ostberlin, als Student ging er nach Wien an die Kunstakademie, erstartete im Museum vor seinem ersten „echten Klimt“. Als er mitbekam, wie man in der etwas westlicheren Welt über den Sechstagekrieg diskutierte, ihn nicht – wie in Budapest – totschwiege oder Israel als alleinigen Aggressor an den Pranger stellte, hat das seinen „politischen Verstand geweckt“. Und immer weiter und weiter drehte sich das Überraschungskarussell, dreht es sich für den Zuhörer und Zuseher von heute. Bis es, als habe jemand eine Bremse gezogen, wieder zum Stehen kommt.

„Der Toraschreiber hat den obersten Rang“

Ein kratzendes Geräusch macht die Stille deutlich. Wir sehen einen großen Raum mit vielen Tischen, an jedem Tisch ein Sofer, gebeugt über eine Torarolle. Einer davon ist Moran Haynal. Wir sehen in einem anderen Raum zwei junge Männer, die sich gegenüber sitzen und zusammen den Talmud lernen, Sätze daraus hin- und herwenden, um zu verstehen, was sie als Soferim eigentlich tun. Einer davon ist Moran Haynal, der Ende der 80er-Jahre Alija gemacht hat, mit Israel die hebräische Schrift oder mit der hebräischen Schrift Israel entdeckt hat, der bis heute täglich schreibt, zeichnet oder malt mit Kopfhörern auf den Ohren, aus denen Rockmusik kommt, „nur nicht an Schabbat, da lerne ich“.

NU: Erzählen Sie, Moran, wo sind Sie zum Sofer ausgebildet worden, und wie sieht so eine Ausbildung aus?



Das Hohelied

Moran: Die Ausbildung, die man braucht, um ein Sofer zu werden, dauert drei Jahre und ist ziemlich hart. Ich bin in Beth El zum Sofer ausgebildet worden, einem Ort, der für seine Sofer-Schule bekannt ist. Zuerst einmal musste ich eine Aufnahmeprüfung bestehen, die nicht ohne ist. Man sitzt da zwei bis drei Stunden mit dem Rabbiner zusammen und wird ausgefragt. Der Rabbiner macht sich ein Bild von dir und erlaubt es dir, nochmal wieder zu kommen oder eben auch nicht. Dein Wissen wird geprüft, es wird aber auch danach geguckt, wie man so sein Leben lebt. Und dann gibt es noch ein paar Einschränkungen, wer wohl eher sowieso kein Sofer wird.

Frauen können es nicht werden?

Frauen können es nicht werden, aber zum Beispiel darf man auch kein Linkshänder sein.

Man darf kein Linkshänder sein?

Wenn man mit links schreibt, dann schleicht sich da, nennen wir es eine unerlaubte Leichtigkeit ein. Die hebräische Schrift verläuft ja von rechts nach links und es besteht also für den rechtshändigen Sofer die Gefahr, dass die schreibende Hand das verwischen

könnte, was sie geschrieben hat. Der Linkshänder hat dieses Problem nicht ...

Etwas, das den Schreibprozess erleichtert und damit verändert ...

So ist es.

Moran, wie gut konnten Sie schon vor der Sofer-Ausbildung hebräisch kalligrafieren?

In Ungarn war es bis in die 80er-Jahre hinein verboten, die hebräische Schreibschrift zu benutzen, das sei irgendwie „zionistisch“, hat man behauptet, gehöre nicht zur Religion ... Alle, auch die Rabbiner, haben also mit Druckbuchstaben geschrieben und hatten darin dann auch eine gewisse Übung, konnten überraschend schnell schreiben. Aber eigentlich würde ich sagen, dass ich, als ich nach Israel gekommen bin, erst einmal schreiben lernen musste. Nach dem Ulpan habe ich angefangen, in einem grafischen Studio zu arbeiten. Ich habe Urkunden geschrieben, später auch grafische Arbeiten für einen Buchverlag gemacht. Das hat mir gefallen, und man hat mir auch öfters gesagt, „Mann, du schreibst wirklich schön ...“. Da wollte ich in dieser Richtung weitermachen und habe

Wenn Moran Haynal erzählt, wie er Schritt für Schritt zu einem Sofer, einem Schreiber von heiligen Texten, geworden ist, dann hat man Bilder vor Augen, die man schwer unterbringt in der heutigen Welt.



© CHRIS JANK

Das kommt auf den eigenen Anspruch an. Man kann es schnell machen, dann ist die Mesusa zwar auch koscher, aber vielleicht nicht besonders schön. Das ist nicht meine Sache. Für mich ist Schönheit sehr wichtig, und deshalb arbeite ich eher langsam, schaffe höchstens drei Mesusot am Tag.

Und wie viel Spielraum hat man in der Gestaltung der einzelnen Buchstaben?

Eigentlich lässt ein Buchstabe, der koscher sein soll, keinen Spielraum. Und trotzdem hat jeder Sofer auf irgendeine Weise seine eigene Handschrift. Sie äußert sich mehr in seiner Sorgfalt, zum Beispiel, ob man es schafft, dass alle Buchstaben nach oben in einer gemeinsamen Linie abschließen, oder ob man es schafft, dass zwischen den Beinchen vom Dalet ein Dreieck entsteht ... Das gelingt nicht immer, da muss man beim Schreiben die Feder drehen.

Moran Haynal holt aus dem Nebenzimmer eine Feder, ein geradezu unscheinbares Schreibgerät, wenn man nicht weiß, was dahintersteckt. Der Federbüschel fehlt, „der ist nur schön, aber nicht nützlich“. Aus seinem Atelier trägt er weitere Schätze herbei, Schriftstücke, die er mit farbigen Illustrationen bereichert hat: *Das Hohelied*, eine komplette *Haggada* und anderes. Auf seinen großen Gemälden hat er die Verhältnisse Motiv und Schrift verkehrt. Da stehen oft verführerische Damen im Blickpunkt, umgeben von Reminiszenzen an vergangene Größen oder die Pop-Art insgesamt. Ganz ohne Schrift kommt kein Bild aus. „Mich hat schon immer interessiert, wie die Kodexschreiber der früheren Zeit das Bilderverbot umgangen haben: Sie haben aus Texten Bilder gestaltet.“ Auf Moran Haynals Kunstwerken kann man in Esthers und Sulamiths Haaren lesen. nu

1995 die Ausbildung zum Sofer begonnen.

Erzählen Sie, wie ist so eine Ausbildung aufgebaut?

Zuerst haben wir gelernt, aus einer Gänsefeder eine Schrägfeder zu machen, eine handwerkliche Herausforderung. Dann benutzt man die Feder, wobei es verboten ist, Buchstaben zu schreiben. Wir bekamen große Blätter, auf denen mussten wir waagrechte Linien ziehen. Immer wieder. Wenn diese Linien schön, gleichmäßig und gerade gelingen, kann man weitermachen, Buchstabe für Buchstabe, bis man sich an seine erste Mesusa – natürlich erst einmal eine sehr große, vielleicht für eine Synagogentür – wagt. Man darf dann auch immer selbständiger arbeiten, auch mal zu Hause eine Megilla schreiben oder so ... – nur Torarollen darf man nicht zu Hause schreiben. Der Toraschreiber hat den obersten Rang.

Und wenn beim Toraschreiben ein Fehler passiert?

Sie meinen beim vorletzten Wort? [Lacht] ... Dann bessert man aus. Man darf ausbessern, nur nicht beim G'ttesnamen. Da darf kein Fehler passieren ...

Wie bessert man aus?

Man kratzt den Fehler weg mit so einem Messerchen, einer Art Skalpell. Wenn dagegen bei einer Mesusa ein Fehler passiert, dann muss die weg. Sie kommt zu anderen fehlerhaften Schriften in eine Genisa und wird später begraben.

Auf was schreibt man?

Auf Rinderhaut. Fischhaut wäre auch erlaubt, aber ...

... die riecht nicht besonders fein ...

Genau.

Und mit welcher Tinte schreibt man?

Die Tinte kauft man in Spezialgeschäften, und die haben ihre „Geheimrezepte“, wie sie die koschere Tinte zubereiten. Es gibt eher leichtflüssige oder mehr dickflüssige Tinte. Bei einer Megilla finde ich es zum Beispiel schöner, wenn die Schrift „Körper“ hat, wenn man sie mit den Fingerspitzen spüren kann. Allerdings wird dadurch das Schreiben auch schwieriger, weil die dicke Tinte nicht so leicht aus der Feder fließt.

Und wie lange sitzt man, sagen wir mal, an einer Mesusa?

Moran Haynal ist auch Maler, ist auch Grafiker, ist auch Designer, ist auch jüdischer Kalligraf, und er weiß sich in einer religiösen Welt Freiräume zu schaffen, wo sie keiner vermutet hätte.

Krav Maga – eine typisch jüdische Geschichte

Krav Maga gilt als eines der anerkanntesten und effektivsten Selbstverteidigungssysteme. Die Methode wurde zwar schon vor langer Zeit in Israel entwickelt, verzeichnet aber gerade heute einen enormen Zulauf. Vor allem die Angst vor terroristischen Angriffen bringt viele Menschen in die Krav-Maga-Studios.

VON RENÉ WACHTEL

Hinter der Kampfsportmethode Krav Maga steht eine typische jüdische Geschichte – jene von Imrich „Imi“ Lichtenfeld, einem im Jahr 1910 geborenen Juden. Er wuchs in Pressburg (heute Bratislava) auf. Beeinflusst von seinem Vater Samuel, einem Polizeidetektiv und Selbstverteidigungslehrer, begann er in dessen Studio mit Boxen, Ringen, Gewichtheben und Gymnastik. Ende der 20er-Jahre war er bereits ein sehr bekannter Sportler. Er gewann mehrere nationale Meisterschaften im Boxen und Ringen. So wurde Imi im Jahr 1929 nationaler Meister im Ringen (Weltergewicht) und galt zu dieser Zeit als einer der besten Ringer in Eu-

ropa. Seine körperliche Fitness zeigte er auch bei Theater- und Ballettaufführungen.

In den 1930er-Jahren stürmte auch in Bratislava der antisemitische Mob immer wieder in das jüdische Stadtviertel, und so beschloss er, gemeinsam mit anderen jüdischen Jugendlichen eine Selbstverteidigungstruppe aufzustellen und die Nazis zu bekämpfen. Zu diesem Zeitpunkt wurde ihm klar, dass rein sportlich orientierte Methoden wie Boxen und Ringen an der brutalen Realität vorbeigingen. Damals entstand in ihm der Grundgedanke von Krav Maga (hebräisch für Kontaktkampf) – ein System einfacher und effektiver Lösungen für den Straßenkampf. 1940 flüchtete Imi mit einem der letzten Schiffe, die Europa verlassen konnten, vor den Nazis. Er schloss sich der Tschechischen Legion der Britischen Armee an und kämpfte in Nordafrika an der Seite der Engländer gegen Rommels Armee. 1942 erreichte er das britische Mandatsgebiet Palästina.

Dort angekommen, änderte er seinen Familiennamen auf Sde-Or und begann die jüdischen Untergrund-Streitkräfte „Haganah“ und die Eliteeinheit „Palmach“ in Selbstverteidigung zu trainieren. Nach der Ausrufung des Staates Israel im Jahr 1948 wurde Imi Sde-Or von David Ben-Gurion persönlich zum Chefausbildner für Leibeserziehung und Krav Maga (so wurde seine Kampfausbildung nun auch offiziell bezeichnet) an der militärischen Nahkampfschule der israelischen



© WIKIMEDIA COMMONS / YARON LICHTENSTEIN

Imrich Lichtenfeld (links) und Yaron Lichtenstein

Streitkräfte ernannt. Mehr als 20 Jahre lang war er Ausbildner bei der Armee, und viele Elitekämpfer der israelischen Spezialeinheiten verdanken ihm ihre Kenntnisse.

Das Ziel seiner Ausbildung ist es, in Stresssituation instinktiv die richtigen Entscheidungen zu treffen. Krav Maga konzentriert sich neben geistiger und körperlicher Fitness auf die Stärkung von Selbstvertrauen und Verteidigungsbereitschaft. Methodisch vereint es Techniken aus Boxen, Kickboxen,

Messerkampf, Stockkampf, Karate, Judo und Jiu-Jitsu. Mit Krav Maga sollen die natürlichen menschlichen Reflexe so geschult werden, dass sie in bedrohlichen Situationen verschiedenster Art effektiv eingesetzt werden können. Krav Maga bedeutet nicht, wie bei anderen Selbstverteidigungssportarten, genormte Abläufe zu erlernen, sondern hier werden bestimmte Grundbewegungen zur Abwehr immer individuell und dynamisch kombiniert. So kann man sich in realen Kampfsituationen auch schnellstmöglich anpassen.

Nach der Schulung der Elitekämpfer der israelischen Armee hat Imi Sde-Or sein Nahkampfsystem so weiterentwickelt, dass sich auch junge Soldaten in der Grundausbildung in kürzester Zeit selbst verteidigen und somit ohne lange Ausbildung die Techniken gleich umsetzen können.

So werden heute in Israel alle Soldaten der Armee in Krav Maga ausge-

bildet, aber auch Militär- und Polizeieinheiten vieler anderer Länder setzen Krav Maga in ihrer Ausbildung ein.

Imi Sde-Or entwickelte sein System auch nach seinem Ausscheiden aus der Armee und bis zu seinem Tod im Jahr 1998 weiter. Er zog in die Mittelmeerstadt Netanja und begann dort 1972 am Wingate Institute for Sport and Physical Education mit den ersten Kursen für Zivilisten. Heute werden in Israel Kurse in Kibbuzim, Grundschulen und auch in örtlichen Gesellschaftszentren abgehalten.

Im Jahr 1978 wurde die Israeli Krav Maga Association gegründet und Imi Sde-Or (Lichtenfeld) zu ihrem Präsidenten auf Lebenszeit ernannt. Das Ziel des Verbandes ist es, Krav Maga auch für Zivilpersonen im Ausland interessant zu machen und die verschiedenen Techniken und Methoden von Krav Maga zu systematisieren. Der Verband wurde dann Anfang der 1990er-Jahre zur International Krav Maga Federa-

tion ausgebaut, deren Instruktoressen die Kampfmethode in der ganzen Welt verbreiteten.

Krav Maga wird heute weltweit für verschiedene Zielgruppen angeboten: für Privatpersonen („zivils Krav Maga“) – zur Selbstverteidigung, zur Verbesserung der Stressresistenz und Förderung von Gesundheit und Fitness; für Sicherheitspersonal und Polizei („Security Krav Maga“) – für Deeskalation, Selbstschutz, Personenschutz, Veranstaltungsschutz und Einsatztaktik; und schließlich für militärisches Personal („militärisches Krav Maga“) als Methode für den militärischen Nahkampf.

Die Geschichte von Imrich Lichtenfeld (Sde-Or) spiegelt auch die Geschichte Israels und seiner Menschen wider. Aus einem straßenkämpfenden Juden, der sich mit den Nazis prügelte, wurde ein selbstbewusster Israeli, der die Verteidigung seines Landes gegen Bedrohungen aus dem Ausland effektiv mitbeeinflusst hat.

nu

Krav Maga in Wien

René Wachtel im Gespräch mit Peter Winter, Krav-Maga-Instruktor.

Peter Winter ist in der jüdischen Gemeinde in Wien eine bekannte Persönlichkeit. Er führt zusammen mit Partnern ein medizinisches Labor mit vielen Filialen in Wien und hat seinen festen Platz im Stadttempel. Seine Frau, Karin Maier-Winter, engagiert sich bei WIZO Österreich (Women's International Zionist Organisation). Gemeinsam haben sie zwei Töchter. Die Wenigsten aber wissen, dass seine große Leidenschaft Krav Maga ist. Er ist Trainer im größten Studio in Österreich und hat den Level 6 erreicht, was einem schwarzen Gürtel im Judo, der höchstmöglichen Einstufung, entspricht. Peter Winter ist vor zwölf Jahren zu Krav Maga gekommen. In seiner Jugend hat er Judo trainiert.

NU: Was macht die Faszination von Krav Maga aus?

Winter: Krav Maga ist gengenommen keine Kampfsportart, sondern reine Selbstverteidigung, muss aber nicht weniger hart trainiert werden. Es geht nicht primär um bestimmte feste Abläufe, sondern darum, sich situationsbedingt verteidigen zu können. Ein wichtiger Teil davon ist, bedrohliche Situationen richtig einschätzen zu können und die Reflexe zu schärfen. Vieles, was die Regeln von Kampfsportarten untersagen, ist bei Krav Maga unbedingt notwendig. Selbstverteidigung bedeutet, möglichst unverletzt zu überleben, und das, wenn erforderlich, mit allen Mitteln. Daher werden auch Alltagsgegenstände, wie Handy, Schlüssel, Zeitungen etc. in der Verteidigung eingesetzt.

Können das auch ängstliche, zögerliche Menschen?

Sich seinen Ängsten zu stellen und instinktiv richtig zu reagieren, ist ein wichtiger Teil der Schulung und hilft auch im täglichen Leben. Da ist auch viel Psychologie dabei. Es geht um situationsgerechte Einschätzungen: Wie deeskaliere ich eine Situation? Wann

ist es klüger zu flüchten? („Einen Kampf, den du nicht führen musst, hast du immer gewonnen!“). Wann hingegen lässt sich eine Kampfsituation nicht vermeiden? Krav Maga stärkt auch die Selbstsicherheit. Und wer Selbstsicherheit ausstrahlt, wird von Kriminellen nicht so leicht als Opfer ausgesucht und angegriffen. Diese Art Prävention ist wahrscheinlich das wichtigste Element von Krav Maga.

Wie und wie oft wird trainiert?

Eine Trainingsstunde besteht aus zehn Minuten Aufwärmen, dann das Üben von Schritt- und Schlagtechniken und schließlich das Durchspielen von zahlreichen Grundsituationen (z.B. Festhalten am Arm, Schwitzkasten, Würgen von hinten) in Kombination mit Spezialtechniken. Mit einem Auspowern und einem Cool-down-Programm wird die Trainingsstunde beendet.

Wir trainieren drei- bis viermal die Woche. In meinem Studio gibt es übrigens auch spezielle Kurse für Frauen und Kinder ab einem Alter von acht Jahren.

nu

Jüdische Piraten in der Karibik

Flucht vor der Inquisition und Vertreibung brachten Ende des 15. Jahrhunderts Juden aus Spanien und Portugal bis in die Karibik, wo manche von ihnen – sehr erfolgreich – als Gesetzlose lebten. Jüdische Piraten attackierten und plünderten die Flotte der spanischen Könige mit Schiffen, die Namen wie „Prophet Samuel“, „Königin Esther“ und „König Salomon“ trugen.

VON PETER WEINBERGER

Als der englische Freibeuter William Jackson 1643 Jamaika eroberte, fand er, wie eine Eintragung in seinem Logbuch belegt, eine im Wesentlichen entvölkerte Insel vor, mit Ausnahme allerdings einiger Portugiesen „hebräischer Nation“, die ihre Hilfe anboten und versprachen zu zeigen, wo die Spanier das Gold verstecken. Von jenen sonderbaren Portugiesen leiten übrigens die heutigen Juden Jamaikas ihre Abstammung ab.

Verfolgung und Vertreibung auf der iberischen Halbinsel hatten dazu geführt, dass sich spanische Juden, die sich als portugiesische Neuchristen ausgaben, bereits ein bis zwei Jahrzehnte nach Kolumbus' Entdeckungen in den neu entstandenen, großen Städten Südamerikas niederließen.

Darunter waren die Silberstadt Potosi in Bolivien oder das peruanische Lima, wo ein Bericht der Inquisition eine Vielzahl „protzsüchtiger Kryptojuden“ ausmachte. Aus all diesen Städten wurden sie jedoch schon sehr bald wieder vertrieben, vor allem auf Drängen neidischer Mitbewohner. Danach war die Geschichte der sephardischen Juden in Süd- und Mittelamerika – wie in allen anderen Teilen der von Spanien beherrschten Welt – eine Abfolge von Erpressungen, Gewalttaten, Autodafés und Flucht.

Port Royal

Die Spanier blieben allerdings nicht die Alleinherrscher der Meere. Auch Holland, England und Frankreich stellten den Anspruch auf neue Kolonien und waren bereit, diesen mit militärischen Mitteln durchzusetzen. So wurde auch Jamaika nach kurzer Herrschaft von William Jackson Mitte des 17. Jahrhunderts von der britischen Krone besetzt, die sich in Verträgen ganz offiziell mit den dort ansässigen Juden verbündete. Diese schlugen unter anderem vor, zum Schutz der Insel die diversen in der Karibik operierenden Piraten einzuladen, Port Royal als „Heimathafen“ und Stützpunkt zu benutzen. Finanziert und ausgerüstet von jüdischen Kaufleuten, unternahmen in der Folge Freibeuter und Seeräuber aller Art Angriffe auf spanische Galeonen, die, mit Gold oder Silber beladen, in Richtung Mutterland in See stachen.

Vielfach hatten die Piratenschiffe bloß die rote Fahne gehisst. Das bedeutete: Es werden keine Gefangenen gemacht, es wird keine Überlebenden geben. Die Beute sammelte sich in Port Royal an, und bald hatte diese Stadt den zweifelhaften Ruf, das Schatzkäst-

chen der Karibik zu sein. In Port Royal gab es eine Synagoge, sowie pro acht „Anwesende“ ein „Hotel“ und jeweils ein Bordell. Im Wesentlichen dauerten die Beutefahrten der Gesetzlosen bis 1670 an, bis Spanien in einem Friedensvertrag den Anspruch, Alleinbesitzer Westindiens und Südamerikas zu sein, aufgeben musste. Piraten und deren jüdische Finanziere hatten die Macht Spaniens und der Inquisition gebrochen: Eine späte Rache für die Vertreibung aus Sfard. Es war Spaniens Abschied als Weltmacht.

Don Samuel

Es gäbe viele Geschichten aus jener Zeit zu erzählen: Über „portugalisierte“ Nachfahren von Kolumbus, über ihren Anspruch auf die Insel Jamaika, über den „Fels Israels“, wie sich eine jüdische Siedlerkolonie in Bahía, im heutigen Brasilien, bezeichnete, über den politischen Einfluss, den Frankreich, ebenfalls in Zusammenarbeit mit sephardischen Juden, in Westindien ausübte. Noch heute wird ja auf einigen karibischen Inseln Französisch gesprochen, sie blieben Teil Frankreichs.

Aber die vielleicht aufregendste all dieser Geschichten ist die vom Piratenrabbiner Samuel Pallache. Samuel wuchs in Fez auf, wo er in der Mellah, dem jüdischen Ghetto, lebte und wie sein jüngerer Bruder Joseph religiöse Schulen besuchten, um die Tora und den Talmud zu studieren. Vielsprachigkeit war angesagt: Spanisch, Portugiesisch, Arabisch, Hebräisch ... Rabbini-sche Vorfahren der beiden Brüder ließen sich bis ins 6. Jahrhundert zurückverfolgen. Samuel wurde Händler und tat sich auf dem internationalen Parkett um. Er verkaufte marokkanisches Bienenwachs (das für den Schiffsbau

Die jüdische Geschichte der Karibik ist spannend wie ein Kriminalroman, allerdings sind die darin vorkommenden Personen nicht frei erfunden, es hat sie wirklich gegeben.

gebraucht wurde) und brachte Rubine und Smaragde als offizielle Gastgeschenke nach Holland. Sehr bald gelang es ihm, den spanischen Königshof gegen türkische, französische, holländische oder marokkanische Interessen (vertreten durch den Sultan von Tanger) auszuspielen – und bei Bedarf auch umgekehrt. Unter anderem besiegte er mit einer holländischen Flotte unter marokkanischer Flagge eine spanische Flotte.

In Amsterdam gründete er 1612 die erste jüdische Gemeinde in Holland, Neve Schalom, und wurde deren erster Präsident. Seine christlichen Nachbarn nannten ihn Don Samuel, seine Frau Reina (Königin), die Juden in seiner Gemeinde betitelten ihn dagegen als Rabbi. Er war bereits an die 70, als er seine Gemeinde informierte, dass er beabsichtige, eine Piratenmannschaft zu sammeln, um spanische Schiffe zu kapern. Das Schiff des Kämpferrabbis, wie ihn seine Crew nannte, segelte unter marokkanischer Flagge und hatte einen Phönix als Galionsfigur. Es war wohl ausgerüstet, und selbstverständlich gab es auch einen Koch für koscheres Essen. Überfälle auf ein portugiesisches Schiff und eine spanische Galeone brachten Zucker und Tierhäute als Beute, die er nach Am-

sterdam sandte. Bei der Rückreise aus der Karibik geriet sein Schiff jedoch in einen Sturm, und er musste in England anlanden.

Der spanische Botschafter dort wusste, wer da gestrandet war und verlangte, dass Samuel umgehend vor Gericht gestellt und danach gehängt werde. Das aber widersprach holländischen Absichten, und selbst die Machthaber von Marokko schalteten sich ein. Man hielt fest, dass Samuel Pallache einen gültigen „Kaperbrief“, also eine Art Lizenz für die Freibeuterei, habe, da sich beide Länder mit Spanien im Krieg befänden. Und da der englische König auch nicht gerade ein Freund Spaniens war, ließ er ihn in die Residenz des Londoner Bürgermeisters bringen, wo Samuel und der Bürgermeister für eine Weile sitzsam miteinander dinierten. Letzten Endes wurde er freigelassen und nach Holland überstellt – denn die Spanier würden auch keine Unterschiede zwischen Juden und Engländern machen und beide gleichermaßen als Ketzer verbrennen, lautete die Begründung.

Selbst die letzten Monate seines Lebens verliefen noch aufregend: vermutlich (doch nie bewiesen) als Doppelagent für Spanien und das Sultanat Tanger. Als Pallache starb, schritten der

holländische Fürst und der gesamte Magistrat der Stadt Amsterdam hinter seinem Sarg einher. Für die Jugendlichen in seiner Gemeinde war er ein Held, der ausgezogen war, um feindliche (spanische) Schiffe zu kapern, statt zu Hause die Tora zu studieren. Kein Wunder, dass er Vorbild für viele in seiner Gemeinde wurde, die ebenfalls ihr Glück als Freibeuter in der Karibik suchten und fanden. Das sephardische Amsterdam, das „Neue Jerusalem“, fungierte einige Jahre lang als Logistikzentrum für den Krieg gegen die Spanier – und damit gegen die Inquisition.

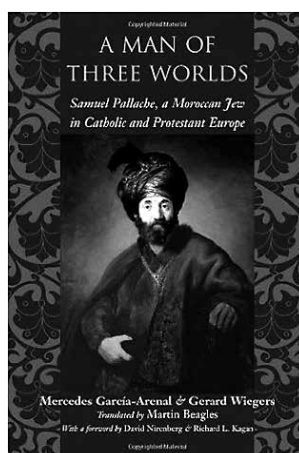
Goldmine Kolumbus'

Diese Situation in Verbindung mit den englischen, holländischen und französischen Interessen in Übersee bildete die Grundlage für das Schicksal vieler jüdischer Piraten, wie die mit Amsterdam in Verbindung stehenden „Zion-Krieger“ oder Abraham Cohen, der vorgab, Kolumbus' Goldmine auf Jamaika gefunden zu haben. Auch der teilweise Auszug der Juden von Jamaika und ihre Ansiedlung in Neu-Amsterdam, dem heutigen New York, steht in diesem Zusammenhang – dies zu einer Zeit, als Peter Stuyvesant, ein militanter Antisemit, als Gouverneur über die Stadt herrschte, als es anstelle der Canal Street tatsächlich einen Kanal gab und man dort, wo sich heute die Pearl Street befindet, am Strand Perlmuscheln entdecken konnte.

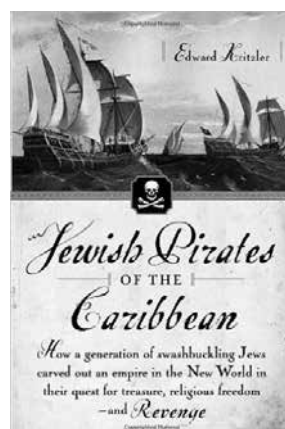
Die jüdische Geschichte der Karibik ist spannend wie ein Kriminalroman, allerdings sind die darin vorkommenden Personen nicht frei erfunden, es hat es sie wirklich gegeben: Desperados, Piraten, Freibeuter, Bukaniere, auf der Flucht vor der Inquisition (über Amsterdam) nach Westindien gespült.

Die angebliche Goldmine Kolumbus', berühmt und sagenumwoben wie der Schatz der Templer, wurde übrigens nie gefunden – genauso, wie Vázquez de Coronado, in dessen Heer sich jüdische Desperados befanden, auf seinen Eroberungszügen nie die Goldene Stadt entdeckt hatte.

nu



Mercedes García-Arenal, Gerard Wieggers
A Man of Three Worlds: Samuel Pallache, a Moroccan Jew in Catholic and Protestant Europe
Johns Hopkins University Press, 2010



Edward Kritzer
Jewish Pirates of the Caribbean. How a generation of swashbuckling Jews carved out an empire in the New World in their quest for treasure, religious freedom – and Revenge
First Anchor Books Edition, 2009

Hier gibt es Töne – wo gibt es Ohren?

Über die Unterschiede zwischen gutem und weniger gutem Musizieren.

VON MARTIN RUMMEL

Man stelle sich vor, eine Gruppe Außerirdischer würde versehentlich im philharmonischen Konzert landen. Sie sähen eine fremde Spezies in einem sehr von einer Farbe dominierten Raum, geteilt in zwei Gruppen: Eine erhöht, verkleidet als Vögel aus der Antarktis, die zweite unten bunt, aber aufgefädelt in Reih und Glied. Dann kommt ein weiterer Vogel, die unten machen ein undefiniertes und sinnloses Geräusch mit ihren Extremitäten. Die Vögel bedienen Apparate, der zuletzt gekommene wedelt nur mit den Extremitäten, aber was erklingt, verstehen auf einer tiefst emotionalen Ebene alle Anwesenden, wundersamerweise auch die Außerirdischen. Die Vögel lassen nach einiger Zeit von den Apparaten ab, die anderen machen wieder das sinnlose Geräusch, und dann verlassen alle den Saal.

Ähnlich wie den Außerirdischen geht es – man kann es ihnen selbst als Musiker nicht wirklich verübeln – auch vielen Irdischen, und nicht nur denen der jungen Generation. Das Ritual überlagert den Inhalt, und der Inhalt wird schon lange nicht mehr zeitgemäß vermittelt. Dabei – und davon kann jeder Musiker ein Lied singen – funktioniert die vielbeschworene Macht der Musik vollkommen unverändert, wenn sie nicht vom Ritual überlagert ist. Wir bräuchten also

eine vernünftige Schule des Hörens, vor allem, wenn man bedenkt, dass die Aufmerksamkeitsspanne unserer Gesellschaft auf rund drei bis fünf Minuten (die durchschnittliche Dauer eines YouTube-Clips) gesunken ist. Wie soll ein Publikum eine Bruckner-Symphonie von über einer Stunde aufnehmen können? Und noch wichtiger: Wie unterscheidet es, was gutes Musizieren ist, und was nicht?

Augen geschlossen – Ohren geöffnet

Die Macht der optischen Suggestion hat schon lange gesiegt: Wie in allen anderen Lebensbereichen auch, entscheidet heute das Auge mehr als das Ohr, ob ein klassischer Musiker berühmt wird. Pavarotti, Caballé und Norman würden heute wohl keine internationalen Karrieren mehr machen, ganz einfach, weil sie zu dick wären, stattdessen werden uns unzählige höchst mittelmäßige Pianistinnen, Sängerinnen und Geigerinnen mit Modelfigur als das Nonplusultra präsentiert. Und wenn Anna Netrebko in Salzburg auftritt, schreibt die Presse über ihre Figur mehr als über ihr Singen. Brillen, Glatzen oder Bärte sind übrigens auch hinderlich für die PR: Der wie ein Buchhalter aussehende Barthold Kuijken ist zwar unumstritten der bedeutendste Musiker seines Fachs, wird es aber im Bild nicht mehr auf die Titelseite des Kulturteils einer Zeitung schaffen.

Es scheint sich außerdem die Meinung durchgesetzt zu haben, dass ein Musiker, der nicht nur in berühmten Sälen auftritt, erfolglos sein muss. Musik ist somit einer der wenigen Berufe, wo Erfolg und Qualität mit Berühmtheit gleichgesetzt werden. Je-

doch: Nur weil Herr Meier ihn nicht kennt, muss der Musiker nicht erfolglos oder schlecht sein – der Musiker kennt Herrn Meiers Installateurbetrieb ja auch nicht.

Als leidenschaftlicher Musikkommunikator mache ich mir Sorgen, was geschehen muss, damit beim Zuhören wieder die Augen geschlossen und die Ohren geöffnet werden, und wie wir es kollektiv schaffen, die Handy-Tablet-Wischmentalität beim Musikhören außen vor zu lassen. Das Format „Konzert“ ist in die Jahre gekommen, aber wie in so vielen anderen Bereichen des Lebens auch traut sich niemand, es über Bord zu werfen. Stattdessen werden immer monströsere Konzertsäle gebaut, die noch größere Schwellenängste erzeugen als die bereits existenten. Und wenn man dann hört, worüber die Konzertbesucher in so einem Saal in der Pause schwärmen, kann man sich nur wundern: Sommerfestivals, wo in der Scheune und nicht als Pinguin verkleidet Mozart gespielt sowie mit den Musikern gegessen und gesprochen wird – so ein besonderes Erlebnis! Erstaunlicherweise aber, falls in der Großstadt ein Konzert an einem nicht „etablierten“ Ort veranstaltet wird, geht keiner hin – Gerüchten zufolge, weil das ja nicht für „Qualität“ bürgt. Und hier beißt sich die Katze in den Schwanz: Wenn das Publikum nämlich sicher und ohne Mediensuggestion beurteilen könnte, was gut ist, würde es sich auch trauen, an einen nicht etablierten Ort zu gehen und selbst entscheiden, ob es wiederkommt.

Klassische (eigentlich ja jede) Musik ist bis zu einem gewissen Grad messbar; das erfordert aber die Unterscheidung zwischen Geschmack und



© MICHAEL S. WILLIAMSON/THE WASHINGTON POST

Weltstar Joshua Bell geigt in einer New Yorker U-Bahn-Station.

Qualität. Der große Alfred Brendel ist mein Paradebeispiel: Ich würde niemals an der Qualität seines Klavierspiels zweifeln, aber es gefällt mir schlicht nicht. Klang, Balance, Rhythmus – alles stört mich, aber natürlich ist es grandios. Ich mag auch Chagall nicht, aber ich erkläre ihn natürlich nicht zu einem schlechten Maler. Umgekehrt mag ich *Tatort*, was die TV-Krimis aber nicht zu großem Kino erhebt. Die messbaren Indikatoren in der Musik sind erst einmal die Umsetzung dessen, was in der Partitur steht (die Beurteilung erfordert leider ein gewisses Fachwissen), Intonation (eigentlich würde man annehmen, dass das die meisten Menschen hören – dem scheint aber, besonders in Kritikerkreisen, längst nicht mehr so zu sein), und natürlich die Projektion auf das Publikum. In einer Zeit, in der ein Kritiker nicht mehr merkt, ob es Geiger oder Bratscher sind, die auf der Bühne sitzen (so geschehen neulich bei einer großen Wiener „Qualitätszeitung“), ist das, so scheint es, viel verlangt.

Die Qualitätsunterschiede

Wie lernt man kritisches Hören? Durch den Mut, überall hinzugehen, wo Musik gemacht wird – nicht nur an die etablierten Orte. Durch Radiohören, denn wiederholtes Hören derselben oder ähnlicher Werke schult das Ohr, und die Wahrscheinlichkeit, dass unter mehreren Versionen auch eine wirklich gute ist, ist erstaunlich hoch. Durch das Nutzen von Streamingdiensten, wo ungeahnt viele Aufnahmen eines Werkes zu einem sehr geringen Preis erhältlich sind. Wenn Sie innerhalb eines überschaubaren Zeitraums von ein und demselben Werk Aufnahmen von Harnoncourt, von Dudamel und von Carlos Kleiber hören, entwickeln Sie automatisch einen eigenen Geschmack. Noch besser wären Konzerte des Cleveland Orchestra und des Schulorchesters des Gymnasiums um die Ecke an aufeinanderfolgenden Tagen, denn das zeigt auch die Qualitätsunterschiede.

Der Geiger Joshua Bell, Weltstar auf seinem Instrument, hat sich 2007 in Verkleidung in New York in eine U-

Bahn-Station gestellt und geigelt. Hätten Sie applaudiert oder gar Ihre Verwandten geholt, um ihn zu hören? Setzt man aber den armen David Helfgott in den Musikverein, braucht nur ein Konzertbesucher zu sagen, wie „wundervoll“ die Musik ist, und niemand traut sich zu widersprechen, hauptsächlich wegen der einschüchternden Umgebung. Mit Musik hat das alles aber nichts zu tun.

Ich wünsche mir, dass wir kollektiv wieder verstehen, dass jeder Mensch ein Musikexperte sein kann. Ich wünsche mir, dass die Musikszene ihre Exklusivität wieder gegen eine Inklusionsmentalität eintauscht. Messiaens *Quatuor pour la fin du temps* ist 1941 von hervorragenden Musikern in einem Kriegsgefangenenlager in Görz auf einem schlechten Klavier und Streichinstrumenten mit zusammengeknöteten Saiten uraufgeführt worden und hat, weil es eben hervorragende Musiker waren, bei den 400 Zuhörern mehr ausgelöst als in jeder anderen Aufführung in „bedeutenden“ Sälen danach – auf die Ohren kommt es an. **nu**

Wir bräuchten eine vernünftige Schule des Hörens, vor allem, wenn man bedenkt, dass die Aufmerksamkeitsspanne unserer Gesellschaft auf rund drei bis fünf Minuten (die durchschnittliche Dauer eines YouTube-Clips) gesunken ist.

„Nun leben wieder Juden im 2.“

Unter diesem Titel wurde im November 2015 im Bezirksmuseum Leopoldstadt eine Dauerausstellung eröffnet, die dem jüdischen Leben als Teil des Kultur- und Erscheinungsbildes der Leopoldstadt Rechnung tragen soll. Schließlich ist dieser Wiener Gemeindebezirk für viele noch immer die „Mazzesinsel“.

VON PETER WEINBERGER

In mehreren Räumen sind große, sehr übersichtliche Schautafeln angebracht, die das jüdische Leben im Bezirk illustrieren. Diese Tafeln und die ausgestellten Alltagsobjekte lassen die Schau in dem kleinen Museum über den Rahmen eines „üblichen“ Bezirksmuseums wachsen. Der nachstehende Text folgt größtenteils dem einiger Schautafeln, weil so manches heute kaum noch bekannt ist.

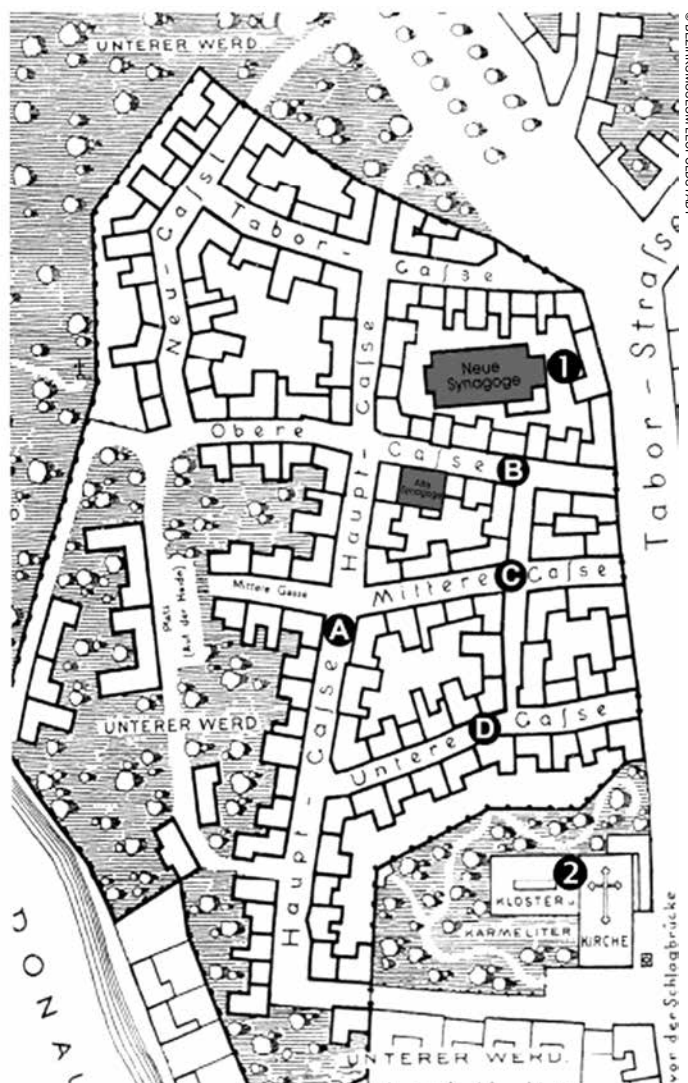
Erste Ansiedlung und Vertreibung

1570 tauchte erstmals die Idee auf, die Juden im Unteren Werd anzusiedeln. Doch erst 1623/24 stimmte Kaiser Franz Ferdinand II. unter dem Einfluss des Jesuitenpaters Germain Lamoraine der Umsiedlung der Wiener Juden in ein Ghetto zu. Als geeigneter Platz für das Ghetto wurde das Gebiet des Unteren Werd ausgewählt, das nahe bei der Stadt lag und doch durch die Donau von dieser getrennt war.

So verpachtete der Grundherr, das Wiener Bürgerspital, am 15. Juni 1626 eine als „Heide“ bezeichnete baumlose Fläche an die Judengemeinde. Die Grenzen dieses Areals verliefen ungefähr entlang der heutigen Straßenzüge Taborstraße, Karmelitergasse, Krummbaumgasse, Große Schiffgasse und Kleine Pfarrgasse. Im Norden bzw.

Westen wurde sie von zwei Donauarmen (heute Untere Augartenstraße und Leopoldsgasse/Hollandstraße) gebildet bzw. im Südosten durch den Klostergarten der Karmeliter.

1632 war die Zahl der Häuser auf insgesamt 106 angewachsen. Es handelte sich meist um kleine „elende“ Häuser aus Holz und Lehm, mit Stube, Kammer



Das erste Ghetto im Bereich der Taborstraße und Karmeliterkirche

In mehreren Räumen sind große, sehr übersichtliche Schautafeln angebracht, die das jüdische Leben als Teil des Kultur- und Erscheinungsbildes der Leopoldstadt illustrieren.

und Küche ausgestattet, die von zwei- bis dreiköpfigen Familien bewohnt wurden. Die drückenden unhygienischen Verhältnisse und der Mangel an Trinkwasser begünstigten Seuchen wie Typhus, Schwarze Blattern und die Pest. Nur 13 der Häuser waren aus Stein gebaut und hatten einen eigenen Brunnen.

Am 26. Juni 1668 wurde verfügt, dass die Juden das Ghetto nicht mehr verlassen durften und dass ein Verzeichnis der Gläubiger und Schuldner angelegt werden sollte, um die Vertreibung vorzubereiten. Die Vertreibung wurde am 27. Februar 1670 beschlossen und am 25. Juli des Jahres vollzogen.

Nach dem Toleranzpatent: die zweite Ansiedlung

Mit den Toleranzpatenten von Kaiser Josef II. erhielten 1781 Protestanten, 1782 Juden größere Freiheiten. Die nach der Märzrevolution von 1848 folgende Verfassung von 1849 gewährte den Juden bürgerliche Rechte, die allerdings nur wenig später zu einem großen Teil wieder zurückgenommen wurden.

den. Erst das Staatsgrundgesetz von 1867 gab den Juden volle und uneingeschränkte Gleichberechtigung. Mit der neuen Nordbahn kamen nun Juden aus den östlichen Teilen der Monarchie nach Wien, in der Leopoldstadt stellten sie bald ein Drittel aller Bewohner. Die Wohnsituation war vor allem für die Zuwanderer aus dem Osten der Monarchie verheerend.

In winzigen Wohnungen lebten Familien mit mehreren Kindern, zusätzlich noch entfernte Verwandte oder fremde Untermieter, bis zu 60 Personen hatten in Herbergen auf Strohsäcken ein hartes Nachtlager, Obdachlose schliefen im Prater. Während in der Binnenleopoldstadt, zwischen Taborstraße und Augarten, ärmere Kleinhändler und Gewerbetreibende zu finden waren, lebten wohlhabende Händler und Börsianer im Gebiet zwischen Taborstraße und Praterstraße, an der Kanalfont. Gesellschaftliche Aufsteiger zogen in „bessere“ Wohngegenden innerhalb des Bezirkes oder wanderten in den 1. oder 9. Bezirk ab.

Nach dem Ausbruch des Ersten

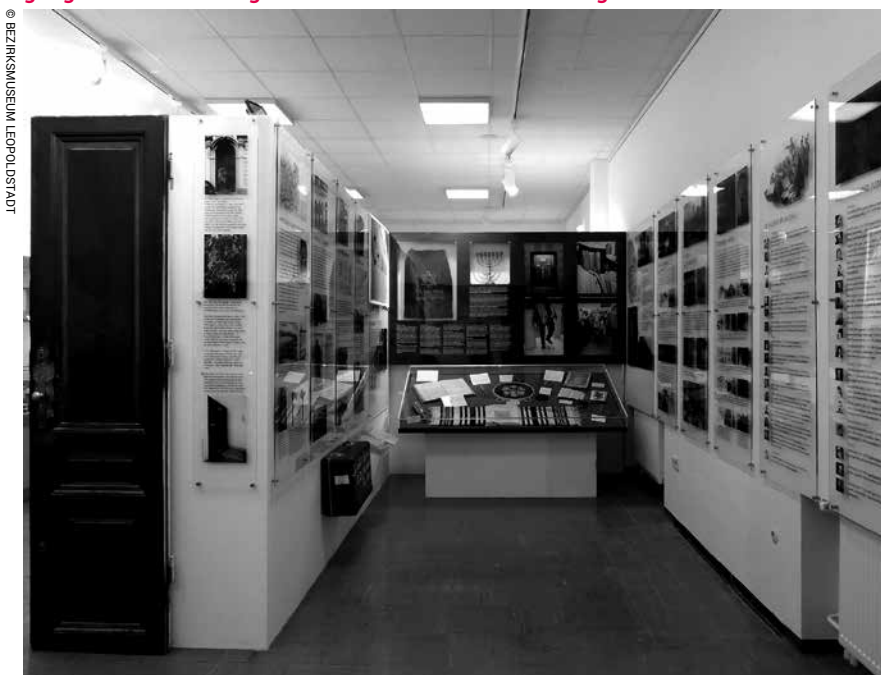
Weltkriegs 1914 flüchteten tausende Juden aus dem Osten der Monarchie nach Wien. Die Zahl der jüdischen Flüchtlinge betrug je nach Schätzung zwischen 50.000 und 70.000, von denen etwa 25.000 in der Leopoldstadt blieben. In dieser Zeit wurde der Beiname „Mazsesinsel“ für die Leopoldstadt geläufig.

Die endgültige Vertreibung

Nach dem Einmarsch der Nazis im März 1938 wurden die in jüdischem Besitz befindlichen Geschäfte und Wohnungen „arisiert“, darunter auch das Haus in der Krummbaumgasse 1. Einige Wohnungen wurden – wie viele andere Wohnungen in diesem Bereich der Leopoldstadt – zu Sammelwohnungen. In diese Wohnungen wurden Jüdinnen und Juden einquartiert, die aus ihren eigenen Wohnungen in anderen Teilen der Stadt vertrieben wurden. Wie viele Menschen wirklich zwischen 1938 und 1945 in diesem Haus lebten und nicht direkt von hier, sondern letztendlich von einem anderen Ort deportiert und ermordet wurden, lässt sich nicht mehr feststellen. Nachweislich wurden allein aus diesem Haus 147 Menschen deportiert und ermordet. Fünf Namen auf den Todeslisten der Nazis lassen sich zur Wohnung Nr. 16 zurückverfolgen. Sichtbare Spuren an der Eingangstür zu dieser Wohnung, die im Museum ausgestellt ist, zeugen vom Versuch, sie aufzubrechen. Das wurde anfangs noch durch eine an der Rückseite der Wohnungseingangstür angebrachte Metallplatte verhindert: So konnte die Wohnung vorerst nicht „ausgehoben“ werden. An die 60.000 Juden lebten vor 1938 in der Leopoldstadt, heute sind es knapp 3.000.

nu

Ein typischer Schauraum: Ganz links im Bild ist ein Flügel der beschädigten Eingangstür zur Wohnung Nummer 16 in der Krummbaumgasse Nr. 1 zu sehen.



© BEZIRKSMUSEUM LEOPOLDSTADT

Bezirksmuseum Leopoldstadt
Karmelitergasse 9, 1020 Wien
Öffnungszeiten:
Sonntag 10.00 bis 13.00 Uhr
Mittwoch 16.00 bis 18.30 Uhr
oder nach telefonischer Vereinbarung
unter 01/4000-02127

Gut gehütetes mährisches Geheimnis

**Die mährische Kleinstadt
Třebíč wartet mit einer
Besonderheit auf: Ihr jüdi-
sches Viertel zählt seit 2003
zu den UNESCO-Welterbe-
stätten – als erstes eigen-
ständiges jüdisches Denk-
mal außerhalb Israels, wie
man in Třebíč betont.**

VON BRIGITTE KRIZSANITS

Eigentlich haben wir die Abzwei-
gung nach Třebíč auf dem Heimweg
von Prag ja genommen, weil wir uns
dort die romanische Kirche ansehen
wollten. Der Reiseführer, schon etwas
in die Jahre gekommen, erwähnte
von einem jüdischen Viertel nichts.
Seltsam, denn dieses jüdische Viertel
gilt mit seinen 120 Häusern als eines
der besterhaltenen in Europa. Das war
auch der Grund, warum es 2003 in die
Liste der UNESCO-Weltkulturerbestät-
ten aufgenommen wurde. Die Begrün-
dung der UNESCO für diesen Schritt:

„Das jüdische Viertel ist ein hervor-
ragendes Zeugnis für das jahrhundert-
lange Zusammenleben zweier Kultu-
ren und deren Austausch von Werten.“
– Was freilich nicht immer so konflikt-
frei vor sich ging, wie es in diesem kur-
zen Satz vorgespiegelt wird.

Zwei Seiten einer Stadt

Doch kommen wir erst einmal in
Třebíč an, einem kleinen Städtchen
rund eineinhalb Autostunden nördlich
von Wien. Ein schmucker Hauptplatz
mit bunten Häusern, wie wir ihn auch

Das Innere der „Hinteren Synagoge“

© VYSOČINA TOURISMUS



aus anderen tschechischen Städten kennen, ein Flüsschen, das sich durch die Stadt schlängelt und an dem sich Häuserreihen drängen. Die Stadt hat zwei Seiten – wie jede Stadt am Fluss. Die eine: geprägt vom großen Marktplatz mit seinen Renaissance-Häusern, Sgraffito-Schmuck, Verkaufsläden. Eine Brücke führt über den Fluss Jihlava (Igel) und offenbart die andere Seite der Stadt: enge Gassen, mit Kopfsteinen gepflastert. Häuser, die so ganz im Gegensatz stehen zu jenen Bürgerhäusern auf dem großen Platz. Überragt wiederum von der Basilika des heiligen Prokop, deren Geschichte bis in das 12. Jahrhundert zurückreicht. Fast so alt ist auch, so wird vermutet, die jüdische Gemeinde in Třebíč. Nachweislich belegt ist eine jüdische Gemeinde jedenfalls ab dem Jahr 1338, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde das Ghetto angelegt, begrenzt von der Jihlava auf der einen und einem Felsen auf der anderen Seite und mit einer Mauer umgeben.

Die Menschen, die hier lebten, waren großteils Handwerker, eingeschränkt in ihren Tätigkeiten auf die Berufe Gerber, Branntweinhersteller, Handschuhmacher, Trödler oder Geldgeber – so viel zum „Zusammenleben zweier Kulturen“. Zog ein feindliches Heer vorbei, mussten die Juden für die ganze Stadt Schutzgeld entrichten; für Friedhof, Krankenhaus oder auch für den Platz auf dem Markt mussten sie mehr bezahlen als die Christen. Dennoch wuchs die Gemeinde stetig: Anfang des 19. Jahrhunderts zählte die Stadt rund 1.200 Juden – was immerhin beinahe 60 Prozent der Bevölkerung ausmachte. Durch eine Ausweitung des Bürgerrechts war es ihnen nach 1848 schließlich auch möglich, außerhalb des jüdischen Viertels zu wohnen. Wer es sich leisten konnte und wollte, zog weg, die kleinen Häuser wurden nach und nach auch von christlichen Arbeiterfamilien bewohnt. So vermischte sich jüdisches mit christlichem Leben. Bis die Vertreibung und Deportation



Knapp 11.000 Gräber und 3.000 Grabsteine finden sich im malerischen Friedhof.

der Nationalsozialisten diesem Nebeneinander ein Ende setzte. Mindestens 270 Juden aus Třebíč kamen ums Leben. Zurückgekehrt sind nach dem Krieg nur etwa zehn. Das Viertel war dem Verfall preisgegeben, die in den 1970er-Jahren geplante Schleifung scheiterte jedoch am fehlenden Geld. Erst nach der politischen Wende erfolgte auch ein Umdenken – und letztendlich die Rettung von „Zamosti“, dem Viertel „Hinter der Brücke“.

Spaziergang durch das Viertel

Über Jahrhunderte war das Viertel in sich geschlossen, hatte ein eigenes Krankenhaus, ein Armenhaus, ein Rathaus und natürlich auch einen Friedhof. Ein Durchgang beim heutigen Haus Leopolda-Pokorneho 2 führt in diese vergangene Welt. Dahinter finden sich Gässchen mit einstöckigen Häusern. Ebenerdig, oft hinter Laubengängen oder -säulen, waren Geschäfte und Werkstätten untergebracht, während das Obergeschoß als Wohnraum diente – oftmals auch im Besitz unter mehreren Familien aufgeteilt. Manche Häuser zeigen sich schmucklos,

andere kunstvoll verziert, kleine Gässchen dazwischen sind von Schwebbögen überspannt – beliebte Motive für Fotografen wie auch für Künstler. Oder auch einfach für Romantiker.

Alte und Neue Schul

Zweimal verwinkelt ums Eck und man steht vor der „Vorderen Synagoge“, einem schlichten, schmucklosen Bau, in dessen Eingangsbereich eine Tafel in hebräischer Sprache Aufschluss über die Geschichte gibt: „Dieses heilige Bethaus wurde begründet im Jahre 5399 (1639) nach Schaffung der Welt und wurde vollendet im Jahre 5402 (1642), und dreimal ist sein Dach abgebrannt durch unsere großen Sünden. Im Jahre 5519 (1759), 5581 (1821), 5616 (1856) und wurde renoviert im Jahre 5617 (1857).“ Der hier erwähnte erste Bau wurde im Stil des Barocks anstelle einer noch älteren Synagoge aus Holz errichtet, nach einem der drei Brände wurde die die „Altschul“ Mitte des 19. Jahrhunderts neugotisch umgestaltet. Seit den 1950er-Jahren dient sie als Gotteshaus der Tschechoslowakischen Hussitenkirche.

Über Jahrhunderte war das Viertel in sich geschlossen, hatte ein eigenes Krankenhaus, ein Armenhaus, ein Rathaus und natürlich auch einen Friedhof.

So wie der Friedhof scheint auch das jüdische Viertel in Třebíč noch verschlafen. Der große Verkehr zieht anderswo vorbei. Wer den Weg dennoch findet, den erwarten ein paar Stunden in einer anderen Zeit.

Die „Hintere Synagoge“ befindet sich am anderen Ende des jüdischen Viertels. Sie wurde rund 40 Jahre nach der „Vorderen Synagoge“ errichtet und besticht vor allem durch ein Kuriosum: Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugebaute Frauengalerie war nur über eine Stiege erreichbar, die durch ein Privathaus führte. Wer also dorthin wollte, der musste durch das besagte Treppenhaus gehen – und der Besitzer hatte den Durchgang zu gewähren. Dies war bis in die 1920er-Jahre der Fall, danach wurden die Gottesdienste dort eingestellt. Das Gebäude drohte zu verfallen, und mit ihm die schönen Malereien im Inneren. Diesem Verfall wurde jedoch vor rund dreißig Jahren Einhalt geboten. Die „Hintere Synagoge“ wurde renoviert, die alten Malereien und die Anfang des 18. Jahrhunderts aufgebrachten hebräischen Inschriften wurden erneuert. Heute ist in der Frauengalerie eine Ausstellung zum jüdischen Leben eingerichtet, in der ehemaligen Synagoge selbst finden Konzerte und Veranstaltungen statt. Es lohnt sich hier auf jeden Fall auch eine Führung

mitzumachen – was übrigens für das ganze Viertel gilt, denn dadurch bietet sich die einmalige Gelegenheit, auch die Geschichten hinter den Mauern zu erfahren.

Malerischer Friedhof

Apropos hinter den Mauern. Natürlich hatte die jüdische Gemeinde auch einen Friedhof, umgeben von einer langen Mauer. Nachdem der erste Friedhof aufgelassen worden war, fand er im 15./16. Jahrhundert seinen neuen Platz auf einer Anhöhe nordöstlich des jüdischen Viertels. Den Aufstieg dorthin über das Gässchen Hrádek sollten Besucher auf jeden Fall auf sich nehmen: Der älteste Grabstein hier stammt aus dem Jahre 1625; um manch einen anderen ranken sich Sagen und Geschichten. Etwa um jenen mit dem Herz, der, so erzählt man, die Ruhestätte eines Paares zeigt, das sich im Angesicht des Schwarzen Todes auf dem Sterbett das Jawort gab. Fast 11.000 Gräber und 3.000 Grabsteine finden sich hier auf rund 12 Hektar, im Schatten alter Bäume den Hang hinauf verstreut, umgeben von der Friedhofsmauer.

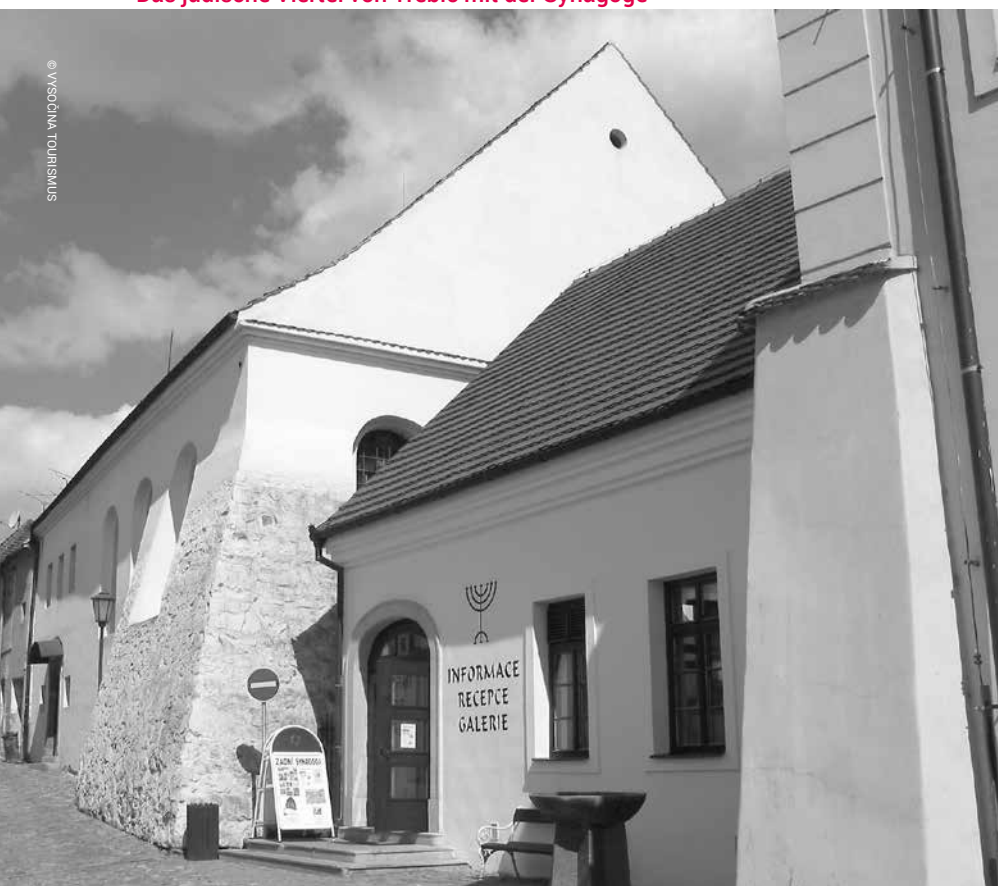
Verschlafenes Viertel erwacht

So wie der Friedhof scheint auch das jüdische Viertel in Třebíč noch verschlafen. Der große Verkehr zieht anderswo vorbei. Wer den Weg dennoch findet, den erwarten ein paar Stunden in einer anderen Zeit. Mit koscheren Bier- und Weinverkostungen, aber auch mit Führungen wird diese ins Hier und Jetzt gebracht. Auch eine traditionelle Bäckerei gibt es, das eine oder andere Restaurant hat jüdische Küchenklassiker auf der Karte, und das ehemalige Armenhaus samt dazu adaptierten Wohnungen wurde zum „Hotel Joseph 1699“ umfunktioniert – das Jahr bezieht sich auf den ältesten Gebäudeteil, was nicht nur eine lange Geschichte, sondern auch viel Flair verspricht.

Eine Übernachtung im „Hotel Joseph 1699“ nehmen wir uns für unseren nächsten Besuch vor. Denn eigentlich waren wir ja auch wegen der romanischen Kirche abgebogen. Die hatte jedoch zu. Vom jüdischen Viertel wussten wir vorher nichts. Tief beeindruckt setzten wir unseren Weg jedoch fort, froh, dieses kleine, mährische Geheimnis gefunden zu haben – bei dem es sicherlich noch mehr zu entdecken gibt.

nu

Das jüdische Viertel von Třebíč mit der Synagoge



© VYSOČINA TOURISMUS

Allgemeine Information:

www.mesto-trebic.cz/de/

Hintere Synagoge

Öffnungszeiten: Mo–So, 9.00–17.00 Uhr

Jüdischer Friedhof

Besuchszeiten:

Täglich von Sonntag bis Freitag

Hotel im jüdischen Viertel:

Hotel Joseph 1699

www.joseph1699.cz

Lunas Liebe und Leidenschaft

Es scheint so zu sein, dass die Wünsche von Gordana Kuić in Erfüllung gehen. Vor einigen Jahren hat die Bestsellerautorin aus Belgrad angekündigt, dass sie zehn Bücher schreiben möchte. Unlängst ist ihr dieses Vorhaben auch gelungen.

VON IDA SALAMON

Alles begann im Jahr 1986 mit dem großartigen Erfolg ihres Debütromans. Knapp 30 Jahre später erschien der Roman *Der Duft des Regens auf dem Balkan* in deutscher Sprache (Hollitzer-Verlag). Gordana Kuić kam damals nach Wien, um die Geschichte ihrer sephardisch-jüdischen Familie zu präsentieren und schrieb in das Gästebuch des Jüdischen Museums Wien: „Mit Tränen in den Augen habe ich mir die Dauerausstellung angesehen; ich habe während der Buchpräsentation Wärme gespürt; ich habe gelächelt und geseufzt, als ich aus dem Museum weggegangen bin. In der Hoffnung, dass ich bald wiederkommen werde.“ Nach genau einem Jahr war Kuić wieder da, der Hollitzer-Verlag hat diesmal den chronologisch ersten Teil ihrer historischen Trilogie herausgegeben. *Die Legende der Luna Levi* erzählt die Geschichte der sephardischen Juden, der Inquisition und der Vertreibung der Juden von der iberischen Halbinsel: „Die in kostbare Gewänder gekleideten Greise mit langen weißen Bärten schwiegen und warteten wie versteinert auf ihren Stühlen. Nieder geschlagen wie nie zuvor, richteten sie

ihre Blicke in die Ferne, leer und ziellos wie Sterbende, die diese Welt verlassen und nicht wissen, was sie in der nächsten erwartet.“

Ihre malerischen und offenen Darstellungen bringen dem Leser leidenschaftliche Liebe, die Exotik des Mediterranen, die Bestialität und Gnadenlosigkeit der Osmanen und die Universalität des Menschen näher. Wie in ihren Romanen üblich, enthält das mit historischen Fakten gemischte Werk immer wieder Wörter in Djudeo-Espanyol, der Sprache der sephardischen Juden, welche am Balkan meist nur noch in der Erinnerung zu finden ist.

Felicidad – das Glück

Die Reise nach Istanbul beginnt für den ehemaligen Inquisitor Solomon und die Jüdin Blanca am 31. Juli 1492 – dem neunten Aw nach dem jüdischen Kalender. An diesem Tag läuft nach dem Alhambra-Edikt das Ultimatum gegen alle spanischen Juden ab, die sich keiner Zwangstaufe unterwerfen. Im Hafen von Barcelona besteigen sie das Schiff „Felicidad“, wo auch ihre Tochter Luna bei Vollmond gezeugt wird. „Sie war eine glückliche Mischung ihrer Eltern. Ihre Eigenschaften reichten von der stillen Versöhnlichkeit und Sanftmut ihrer Mutter bis zur Unternehmungslust, der Neigung zum Risiko und zu Veränderungen, die ihren Vater auszeichneten.“

Mit siebzehn Jahren heiratet Luna ihren Kindheitsfreund Leon Levi: „Entgegen allen Regeln wollte sie nur denjenigen zum Mann nehmen, der bereit wäre, im Haus der Sáloms zu leben. Das war eigentlich ihre einzige Bedingung.“ Ausgerechnet an Lunas Hochzeitstag im Jahr 1509 zerstört ein Erdbeben Teile von Istanbul, aber alle, die sich im Hause von Lunas Eltern, den Sáloms, aufhalten, überleben.

Die Ehe bleibt kinderlos: „Das auf

dem Geist gründende Verhältnis der beiden vernachlässigte den Körper.“ Aber dann passiert etwas, das Lunas Leben verändert. Sie begegnet im Haus ihrer Eltern einem osmanischen Heerführer serbischen Ursprungs: „Als sie ihren Blick zum Sternenhimmel hob, sah sie im Halbdunkel der Diele Orlu Pascha, dessen Figur die ganze Türöffnung ausfüllte. Lunas Körper durchströmte ein leichtes Zittern.“ Die Annäherung zwischen Luna Levi und Pascha beginnt mit einem „ungewöhnlichen Briefwechsel, der immer verzweigter, immer umfangreicher wurde.“ Luna lernt Serbisch, die Muttersprache von Marko Orlović, wie Orlu Pascha ursprünglich hieß, und findet diese Sprache „saftig, reich, warm, aber hart“. Er lernt Hebräisch.

Mit Hilfe ihres Vaters beginnen Luna und Marko in Ragusa (heute Dubrovnik) ein neues Leben. Hier kommen ihre Tochter Laura und danach ihre Söhne zur Welt: „Alle ihre Kinder erzogen sie im Zeichen der Versöhnung dreier Religionen... Verständnis und Harmonie anstelle von Unkenntnis und Zwietracht siedelten für immer in den Herzen der jungen Orlovićs.“ **nu**



Gordana Kuić
Die Legende der Luna Levi
Hollitzer Verlag, Wien 2016
416 Seiten, EUR 24,90

Lebendiges Erinnern

In Frauenkirchen im Burgenland wurde im Frühjahr 2016 der „Garten der Erinnerung“ eröffnet. Bei einem Besuch präsentiert er sich als überraschend offener Ort, der Vergangenes wachhält, aber vor allem auch den Dialog anregt.

VON BRIGITTE KRIZSANITS
(TEXT UND FOTO)



Ein Ort des Gedenkens und ein Ort des Erinnerns

Das Tor zum „Garten der Erinnerung“ in Frauenkirchen scheint verschlossen. „Machen Sie es nur auf, da kann man hineingehen“, spricht mich ein Anrainer an und schiebt das Tor zur Seite. Ich trete ein in einen Bereich, der Geschichte in sich trägt. Und Namen. Aber auch Mauern, von deren Existenz bis vor kurzem niemand wusste.

Der „Garten der Erinnerung“ soll ein offener Ort sein, erklärt Herbert Brettl, Historiker und Obmann der „Initiative Erinnern Frauenkirchen“. Zentrale Idee des 2011 gegründeten Vereins war es, „etwas“ an der Stelle zu machen, an der bis 1939 die Synagoge gestanden war. Dass aus „etwas“ dann „mehr“ wurde, dazu hat auch der Zufall beigetragen – in vieler Hinsicht. Durchs Reden, so sagt man im Burgenland oft, kommen bekanntlich die Leut' z'samm. Und so kam man auf Martin Promintzer, Architekt mit Frauenkirchner Wurzeln, und die Künstlerin Dvora Barzilai, die sich der Gestaltung der Gedenkstätte annahm. Als nun die baulichen Vorbereitungsarbeiten getroffen wurden, stieß man auf Mauern. Archäologen wurden hinzugezogen und stellten fest: Die Mauern waren Teil einer barocken Synagoge, die Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut und im 19. Jahrhundert abgebrannt war. Was also sollte mit diesem Fund geschehen?

Archäologie und Architektur

Der ursprüngliche Plan, den von Barzilai geschaffenen Bronzeguss in Form einer Torarolle in der Mitte des Platzes aufzustellen, wurde verworfen, stattdessen ein eigenes Gebäude geplant. Entstanden ist ein formschöner Glasbau, der von außen einen Blick auf das alte Fundament freigibt. In seinen Scheiben spiegeln sich 56 Namen. Es sind die Namen von Familien, die einst in Frauenkirchen gewohnt haben. Im Inneren des Bauwerks: vier Säulen. Sie waren Teil der Synagoge, die 1939 mitsamt ihren Grundfesten dem Erdboden gleichgemacht worden war. Nach einem Tipp aus der Bevölkerung hat man sie nun wieder ans Tageslicht gebracht. So wie diesen Hinweis gab es auch weitere Unterstützung zum Entstehen der Gedenkstätte – von der Kultusgemeinde, auf deren Grund sie steht, von der politischen Gemeinde, vom Land Burgenland, von vielen Anrainern, aber auch von Familien, deren Vorfahren Nationalsozialisten waren. Sie alle setzten mit ihrem Beitrag gemeinsam ein Zeichen.

Zur Eröffnung des „Gartens der Erinnerung“ im Mai 2016 kamen auch viele Nachfahren von Vertriebenen. Die „Initiative Erinnern Frauenkirchen“ bat sie damals nach vorne. Sie sollten gemeinsam das Tor und damit

auch die neue Gedenkstätte öffnen – eine symbolische Geste, die alle Anwesenden berührte, wie Herbert Brettl erzählt.

Gedenken oder erinnern?

Ob es ein Ort der Erinnerung sei oder des Gedenkens, frage ich ihn daher auch. „Für Außenstehende ist es ein Ort des Gedenkens, für Betroffene hingegen ein Ort des Erinnerns“, sagt der Historiker. Und er erzählt von einem Mann, den er vor kurzem dort traf und der ihm sagte: „Meine Großmutter ist in der Schoa umgekommen, sie hat keinen Grabstein. Jetzt aber habe ich für sie einen Ort der Erinnerung.“

Während Herbert Brettl das erzählt, stellt eine Dame ihr Fahrrad auf der Straße ab. Sie tritt vorsichtig ein, sieht sich um, beginnt am Infoscreen zu lesen. Wir kommen ins Gespräch, sie sei Frauenkirchnerin, sagt sie, lebe aber seit 30 Jahren in Tirol. Ihr Vater habe bei einem jüdischen Schneider hier gearbeitet, sie wollte sich „das“ einmal anschauen. Und sie werde wieder kommen, mit ihrem Mann. „Das Tor ist immer offen“, sagt ihr Herbert Brettl daraufhin. „Sie müssen es nur zur Seite schieben.“ Und noch einmal bewegt jemand vor meinen Augen das Tor zu diesem Ort der Geschichte.

nu



© PETER BIGAUD

VON MARTIN ENGELBERG

Orthodox, orthodoxer, noch orthodoxer, ...

Vor einiger Zeit wurde ich Zeuge einer Diskussion, bei der es darum ging, ob man sich am Schabbat überhaupt duschen dürfe und wenn ja, ob mit warmem Wasser. Eine Frau aus chassidisch-orthodoxem Umfeld zitierte ihren Rebbe, dass man sich am Schabbat nur mit „geschepptem“ (sprich: mit einer Kelle oder Ähnlichem geschöpften) Wasser waschen solle. Duschen sei verboten. Ein anderer argumentierte, man dürfe sich zwar duschen, aber nur mit kaltem Wasser. Ehrlich wahr?

Wie immer in solchen Situationen versuchte ich mich zu erinnern, wie das meine Großeltern gemacht hatten. Schließlich kamen sie aus streng orthodoxen Familien und lebten auch nach der Schoa hier in Wien ein orthodoxes Leben. Sie waren also sogenannte „Schomrei Schabbat“ (Hüter der Schabbatgesetze). Nun, meine Großeltern Simcha und Pessl hatten einen Elektroboiler mit reichlich heißem Wasser in ihrem Badezimmer. Sie schalteten zwar den Thermostat vor Beginn des Schabbats ab, damit der Boiler bei Entnahme nicht nachheizen würde. Feuer machen bzw. heizen – auch mit Strom – wäre ja verboten. Selbstverständlich verwendeten sie jedoch das (bereits vor dem Schabbat erhitzte) Wasser des Boilers zum Waschen und Duschen. Keine Rede also davon, dass sie sich am Schabbat womöglich nur mit einem Schöpfer und kaltem Wasser gewaschen hätten. Das war Common Sense – gesunder Menschenverstand bei der Anwendung religiöser Gesetze.

Genau dieser Common Sense scheint aber heute in der Orthodoxie zunehmend verloren zu gehen. Man hört von

jungen Orthodoxen, die in den – ohnehin streng religiösen – Haushalten ihrer Eltern nicht mehr essen wollen, weil ihnen nicht alles koscher genug ist. Es soll Eiferer geben, die das Trinken von Leitungswasser verweigern. Es könnte ja schließlich durch einen Filter aus tierischer, nicht koscherer, Kohle gelaufen sein. Andere wieder treiben die ohnehin bereits besonders strengen Koscher-Gesetze zu Pessach zum Exzess. Sogar Zahnpasta und Kopfwehtabletten müssen das Zertifikat „Koscher lePessach“ tragen. Mit unheimlichem und unverständlich großem Aufwand verreisen solche Familien in den Urlaub und nehmen sage und schreibe alle Lebensmittel mit. Selbstverständlich hatten meine Großeltern zum Beispiel jedoch Milch in einem ganz normalen Geschäft gekauft.

Vor einigen Wochen publizierten Aussteiger aus der streng orthodoxen Community der Gerer-Chassidim, der größten und mächtigsten chassidischen Gruppe in Israel, 104 Verhaltensregeln, denen sie sich unterwerfen mussten. So durften sie zum Beispiel die Worte „Frau“, „Mädchen“ oder „Braut“ nicht einmal aussprechen. Ebenso wenig war es erlaubt, mit weiblichen Verwandten, wie Tanten, zu sprechen. Sogar ein Besuch in der Wohnung eines verheirateten Bruders war verboten. Zwei Männer bzw. Burschen dürfen nicht alleine in einem Zimmer sein, junge Männer dürfen nicht zu Hause duschen oder baden – dies dürfen sie nur in den rituellen Bädern (Mikwaot).

Auf Facebook gibt es eine eigene Seite „Frag den Rabbiner“, wo besonders Eifrige mitunter völlig abstruse Fragen

stellen. Ein orthodoxes Mitglied der Wiener jüdischen Gemeinde hat es sich inzwischen zum Spaß gemacht, diese ein wenig durch den Kakao zu ziehen. Gutes Beispiel: „Da mein Telefon 30 sec geklingelt hat, als ich gerade mit den ersten Brachot [Segenssprüchen] in der Schemone Esre [wichtiges Gebet] fertig war, habe ich ... eine längere Pause gemacht... War das OK oder ist die Schemone Esre durch die Pause ungültig geworden? Soll ich sie wiederholen?“ Seine Antwort: „Oy, alles kaputt. Du musst nun sämtliche Tefillot [Gebete] seit der Bat Mizwa wiederholen.“ Im Rahmen einer darauffolgenden Diskussion meint er dazu: „Genauigkeit ist eine sehr gute Sache. Hoffentlich gehen bei dem Bemühen nach der perfekten Ausführung nicht die elementaren Fundament-Gedanken des Judentums verloren.“ Wie wahr!

Natürlich könnten wir diese immer weiter fortschreitende Verschärfung der Einhaltung der Gesetze in orthodoxen Kreisen als das verstehen, was sie wahrscheinlich ist: Der fast verzweifelte Versuch der Rabbiner, ihre Mitglieder von den Verlockungen und Freiheiten der modernen und offenen Welt fernzuhalten und sie damit nicht zu verlieren. Als Träger vieler jüdischer Traditionen, der jüdischen Lehre, der jiddischen Sprache usw., ist die Orthodoxie jedoch für die sonstigen jüdischen Menschen als Quelle und Orientierungspunkt von elementarer Bedeutung. Daher wäre eine gewisse Gelassenheit und Offenheit der Orthodoxie für das Judentum insgesamt so wichtig.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen allen ein gutes und süßes neues Jahr. *nu*

Suchbild auf Jiddisch ...

Noch immer in Reisestimmung und mit einigen Reisehindernissen.

Finden Sie sechs Veränderungen.

VON MICHAELA SPIEGEL



- 1) MEL BROOKS IN "HIGH ANXIETY"
- 2) DER CAPTAIN WURDE DURCH DIE ERSTE EL-AL-PILOTIN SMADAR SCHECHTER ABGE-
LÖST
- 3) DIE STEWARDESS DURCH RABBI JACOB
EL-AL-LOGO
- 4) EL-AL-REISETASCHE
- 5) EL-AL-REISETASCHE
- 6) ZEITREISENDER ADOLF EICHMANN, DER 1960
VON EL-AL NACH ISRAEL GEFLUGEN WURDE

Vor 15 Jahren im **nu**

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Weil wir im Juni 2001 keine Zeitung herausgegeben hatten, muss das Heft aus dem September zum zweiten Mal herhalten. Hier also die versprochene Fortsetzung:

Die Zeitung war sehr von Familie Menasse dominiert. Das wunderbare Gespräch von Helene Maimann mit Robert Schindel und Robert Menasse wurde schon erwähnt. Dazu gab es ein Interview mit Eva Menasse, die im Jahr 2000 den Prozess gegen den Holocaust-Leugner David Irving in London mitverfolgt und darüber im selben Jahr ein Buch vorgelegt hatte. Sie erzählt über einen Besuch im Hause Irving, bei dem ihr die „entzückende kleine Tochter“ Disney-Hefte gezeigt hat und Tee serviert wurde. Als Gegenprogramm sah sie im Vorzimmer ganze Stapel von Büchern, auf denen Goebbels abgebildet war. Interessant auch ihre Analyse der unterschiedlichen Rechtssysteme, im Speziellen des britischen Rechts, das einen solchen Prozess überhaupt erst möglich gemacht hatte. Irving selbst hatte auf Verleumdung geklagt, weil er so öffentlich den Holocaust als nie stattgefunden darstellen wollte.



Dem Mann wurde auch in London nicht recht gegeben.

Aus Anlass einer Ausstellung im Jüdischen Museum Wien zum „Kladovo-Transport“ schrieb Peter Menasse einen Brief an seinen Großvater Jakob, den er niemals kennengelernt hat, weil er von den Nazis in Serbien ermordet wurde, nachdem dieser Schiffstransport, der über die Donau zum Schwarzen Meer und weiter ins Gelobte Land führen sollte, hängengeblieben war.

Erwin Javor erzählte über Schikanen

beim Eintritt in das Gebäude in der Seitenstettengasse und dann auch über die 175-Jahr-Feier des Stadttempels, die im Gegensatz dazu perfekt organisiert war. Wir können aus dem historischen Dokument **NU** 5 so auch gleich lernen, dass der Stadttempel heuer 190 Jahre alt ist. „Bis 120“ kann man bei Tempeln also nicht sagen.

Vor wenigen Wochen, Ende Juni 2016, erstach ein Palästinenser ein 13-jähriges jüdisches Mädchen in ihrem Bett. Vor 15 Jahren veröffentlichten wir eine Rede von Nurit Peled-Elhanan, der Mutter eines im September 1997 getöteten Mädchens – auch sie war gerade 13 geworden. Alles ist wie damals, als die letzten Worte in diesem Brief hießen „Rettet unsere Kinder“. Nachlesenswert!

Schließlich reflektierte Martin Engelberg über das Leben von Juden in Österreich und stellte die These auf, dass der ständige Bezug auf die Schoa und den herrschenden Antisemitismus oftmals die Auseinandersetzung von Juden mit ihren eigenen Anliegen verhindere. Er leitete damit eine Diskussion ein, der wir im Heft Nummer 6 großen Platz gaben. Dazu mehr in unserer Chanukka-Ausgabe.

nu

Leserbrief

nu

Leserbrief zu Ausgabe 64



Liebes NU,

Meinungsvielfalt ist immer zu begrüßen, mit dem Beitrag von Martin Engelberg habe ich aber so meine Schwierigkeiten. Nach dem Motto „der Feind meines Feindes ist mein Freund“ will er das Verhältnis zur FPÖ neu definiert wissen. Ich glaube, wir brauchen keinen Niessl in der Kultusgemeinde. Und die FPÖ definiert sich weiterhin als deutschnational und rechtsextrem – gerade weil Hofer und Konsorten das Sagen haben. Ein, Verzeihung, „Vorzeigejude“ gehört immer dazu, früher einmal war es Sichrovsky, heute ist es Lasar.

Mit freundlichen Grüßen,

Roberto Kalmar

Korrektur

Wir bedauern, dass in der Ausgabe Nr. 64 von **NU** die letzten Worte am Ende des Artikels „Unterwegs mit“ dem Fehlerteufel zu Opfer gefallen sind. Der vollständige Satz aus dem Beitrag von Peter Menasse und Danielle Spera „Von der Maschek-Seite“ lautet: „Aber noch ist ja alles gut, und es können sich nicht nur auf der Maschek-Seite, sondern auch vorne auf der politischen Bühne die Dinge zum Besten wenden.“



David Borochoy

leistet momentan seinen Zivildienst und ist nebenbei journalistisch aktiv.



Katrin Diehl

ist nach ein paar Semestern an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg nach München an die Deutsche Journalistenschule gewechselt. Seitdem lebt sie dort und ist als freie Journalistin tätig.



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



Oliver Grimm

ist seit Anfang 2013 USA-Berichterstatler der Tageszeitung *Die Presse*. Zuvor war er EU-Korrespondent in Brüssel und Wirtschaftsredakteur in Wien.



Susanne Krejsa MacManus

ist freie Journalistin, Autorin und Archivarin für (wirtschafts)historische, medizinhistorische und medizinische Projekte. Im Jahr 2001 erschien ihr Buch *Spurensuche: Der NS-Anwalt und Judenretter Helmut Pfeiffer*. www.krejsa-macmanus.eu



Brigitte Krizsanits

studierte Germanistik und Geschichte an der Universität Wien und war anschließend in Wien und Prag in der Erwachsenenbildung tätig. Seit 2010 ist sie freie Journalistin und publizierte unter anderem die Bildbände *Das Leithagebirge*, *Grenze und Verbindung* und *Eisenstadt*.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein jüngster Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin. Sie veröffentlichte 2011 einen ersten Gedichtband.



Samuel Mago

Der Linguistik-Student ist in Budapest geboren. Er ist freier Journalist und engagiert sich als Roma-Aktivist im Verein Romano Centro.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikationsberater und Publizist. Er lebt in Wien und im Burgenland.



Milagros Martinez-Flener

wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.



Rainer Nowak

Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.



Martin Rummel

Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media“.



Ida Salamon

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.



Saskia Sautner-Schwaiger

hat Politikwissenschaft, Arabistik und Judaistik studiert. Sie lebt in Wien.



Danielle Spera

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



Michaela Spiegel

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



René Wachtel

lebt in Wien und ist Kultusrat für CHAJ-Jüdisches Leben in der IKG.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

Nach der Wahl ist vor der Wahl



Rainer Nowak und Peter Menasse treffen sich zum Dajgezzen neuerdings beim Fernsehender OKTO. Zu sehen jeden Dienstag und Donnerstag um 20.00 Uhr live oder in der OKTOTHEK (www.okto.tv).

Nowak: Bist du immer noch so begeistert von Christian Kern?

Menasse: Man hört derzeit wenig von ihm. Aber das passt schon, ich bin ein geduldiger Mensch.

Nowak: Er will nicht kurzatmig sein und nicht bei jedem Sautreiben dabei sein. Beim langsamen Tempo ähnelt er wahrscheinlich dir ein bisschen.

Menasse: Schau, mir genügt es, wenn er im nächsten Jahr wieder einmal etwas Gescheites von sich gibt. Weil besser einmal im Jahr eine kluge Ansage, als das, was viele Politiker sonst produzieren. Aber was sagst du zu ihm?

Nowak: Ich kenne ihn einigermaßen und finde, er hat einen großartigen Job gegen ein wahres Himmelfahrtskommando eingetauscht. Entweder er liebt das Abenteuer oder er ist einfach idealistischer als wir beide.

Menasse: Das ist alles, was du über ihn weißt?

Nowak: Am Anfang seiner Kanzlerschaft hat er sich ja gleich einmal mit den Zahlen bei den Flüchtlingen vertan. Da hat er entweder von seinen Mitarbeitern falsche Zahlen bekommen oder die richtigen falsch gelesen. Jedenfalls tut sich mit ein wenig Zahlenspielerlei eine neue Chance auf. Die ÖVP könnte beispielsweise ihre alte Forderung durchsetzen, Frauen zurück an den Herd zu schicken, und schon hätten wir viel bessere Zahlen bei der Arbeitslosenstatistik.

Menasse: Das würde bei der oberösterreichischen Landesregierung nicht funktionieren. Die haben keine Frauen dabei.

Nowak: Es gibt eine sozialdemokratische Landesrätin. Die würde die ÖVP allerdings vermutlich auch gerne hinter den Herd schicken.

Menasse: Eine gute Strategie wäre

die neue Zahlenwelt für den Fußball. Stell dir vor, die Schiedsrichter bei der Fußball-WM hätten immer zwei, drei Gegner der Österreicher vom Feld geschickt. Da wären wir gleich viel erfolgreicher gewesen.

Nowak: Zurück zu Kern. Ich habe inzwischen schon Minister aus seiner Riege kennengelernt, wie etwa Sonja Hammerschmid. Sie war bei uns in der Presse und hat Interessantes berichtet. Zum Beispiel, dass heutzutage immer mehr Eltern die Kinder nicht nur in die Schule begleiten, sondern inzwischen auch schon an die Universitäten. Sie wollen bei Uni-Professoren Sprechstunden und begleiten ihre Kinder zu Prüfungen.

Menasse: Na ja, wenn schon die Jugendlichen da nicht sehr selbständig zu sein scheinen, kann man wenigstens den Eltern attestieren, dass sie echte Durchschlagskraft an den Tag legen.

Nowak: Und was erwartest du von der neuen Bildungsministerin?

Menasse: Ich glaube, dass es sich um einen eher verzweifelten Versuch handelt. Es gibt ja seit Jahren eine permanente Schein-Revolution in den Schulen. Es bewegt sich nichts, aber das dafür ständig. Da Frau Schmied nichts gelungen ist, versucht man es jetzt gleich mit Hammerschmid.

Nowak: Das ist jetzt aber ein sehr netter Wortwitz von dir. Da hast du sicher lange gefeilt daran. Du hast dazu vermutlich Liessmann gelesen und Bücher über die Schulreform, bis dir so was Kluges eingefallen ist.

Menasse: Und was sagst du zum neuen Kulturminister?

Nowak: Ich hätte mir nicht gedacht, dass Thomas Drozda seinen einflussreichen Job bei den Wiener Bühnen aufgibt und ein Ministeramt übernimmt. Der frühere Kulturminister

Josef Ostermayer hat ja zuletzt gut gearbeitet.

Menasse: Ja, am Schluss haben sich sogar viele namhafte Kulturmanager auf einer Liste für seinen Verbleib ausgesprochen.

Nowak: Da behaupten zynische Menschen, also solche, die noch viel zynischer sind als wir beide, dass er bei den Leuten selber angerufen hätte. Das will ich aber ganz klar zurückweisen. Hier kann es sich nur um eine üble Unterstellung handeln.

Menasse: Ganz richtig. Alle diese Leute, die er seinerzeit bestellt hat, haben klarerweise aus eigener Überzeugung unterschrieben.

Nowak: Und weißt du eigentlich, wer Minister Leichtfried ist?

Menasse: Von dem weiß ich, dass er aus Brüssel kommt. Als guter Österreicher kenne ich die Leute nicht, die aus Brüssel kommen.

Nowak: Ich dachte eher, dass er aus der Steiermark kommt.

Menasse: Na geh. Was hat er denn dann in Brüssel gemacht?

Nowak: Ich habe mir eine Rede von ihm angehört. Da wollte er seine steirischen Genossen davon überzeugen, dass sich die Welt ändert. Er meinte unter anderem, dass das Vierteltelefon nicht mehr zurückkehren wird. Irgendwie habe ich da sofort an dich denken müssen.

Menasse: Danke, dass du mir immer mein Alter unter die Nase reibst. Aber zurück zum Inhalt. Wie soll sich denn ein braver Roter vorstellen können, dass sich alles ändert, wenn doch in der österreichischen Welt immer alles ruht?

Nowak: Aber jetzt gibt es doch ganz neue Minister. Alles wird gut.

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG 

Zusammenhänge verstehen 